18.02.2019

DR. HUBERTUS KNABE

„Der Mensch mordet sich selbst“

Ökologiekritik in der erzählenden DDR-Literatur

Die DDR gehörte zu den Staaten mit der größten Umweltverschmutzung der Welt. Sie war Weltmeister im Schwefeldioxyd-Ausstoß und ein Großteil ihrer Flüsse war vergiftet. Anders als es die marxistische Theorie vorausgesagt hatte, sorgte die „Vergesellschaftung“ der Produktionsmittel keineswegs für einen vernünftigeren Umgang mit den Ressourcen der Natur. Das Gegenteil war der Fall. Die Folgen der rücksichtslosen Ausbeutung der Natur im Sozialismus gehörten zu den am besten gehüteten Staatsgeheimnissen der DDR. Nur in der Belletristik fanden sich vereinzelt Hinweise auf den katastrophalen Zustand der Umwelt. Der Text gibt einen Einblick in das, was die Schriftsteller in der DDR beunruhigte.

In: Deutschland Archiv. Zeitschrift für das vereinigte Deutschland, 16. Jahrgang, Heft 9/1983, S. 954-973.

»Der Mensch mordet sich selbst«

Ökologiekritik in der erzählenden DDR-Literatur*

Hubertus Knabe

»Rationalität«, so klagte kürzlich ein DDR-Kulturtheoretiker in den »Weimarer Beiträgen«, *»ist immer wieder Gegenstand kulturkritischer Angriffe.«* Kulturvorstellungen, die einseitig an einem abstrakten, autonom lebenden Individuum orientiert seien und dieses als allseitig zu entwickeln ansähen, hätten sich auch zu Beginn der achtziger Jahre in der DDR in kulturellen Angeboten, in Kunst und Literatur, in Wertungen und Orientierungen hartnäckig gehalten. *»Noch immer geistern die Lebenspraktiken und -formen der ›besonderen‹ (privilegierten) Individuen, im Grunde also vorindustrielle Ideale, durch unsere Kulturlandschaft.«*[1]

Was hier und in anderen ähnlich ausgerichteten Aufsätzen, die in den letzten Jahren in der DDR publiziert wurden[2], so nachhaltig kritisiert wird, zielt auf eine Tendenz, die nicht nur den Kulturwissenschaftlern wachsendes Unbehagen bereitet: Auch im anderen deutschen Staat hat ein kritisches Nachdenken über jenen ökonomischen Entwicklungsweg eingesetzt, in dessen Verlauf sich der Mensch im »Stoffwechsel« mit der Natur die vorhandenen Ressourcen nach den Prinzipien naturwissenschaftlicher Rationalität fortlaufend mehr und effektiver anzueignen versucht. Da, wo sich die Gesellschaft am offensten präsentiert – im kirchlichen Milieu[3] sowie in Kunst und Literatur –, hat diese Auseinandersetzung mit dem Verhältnis zwischen Mensch und Natur inzwischen einen ernstzunehmenden Stellenwert erhalten. Dabei geht es allerdings keineswegs um einen Rückgriff auf *»vorindustrielle Ideale«*, sondern vielmehr um die Einsicht, daß *dieser* industrielle Entwicklungsweg *nicht mehr* wie bisher begangen werden kann, wenn man den Planeten Erde vor seiner schrittweisen Zerstörung bewahren möchte.

I. Von der Fortschrittseuphorie zur Zivilisationskritik

Daß gerade die Schriftsteller sich kritisch mit den Lebensbedingungen in der sozialistischen Industriegesellschaft auseinandersetzen, mag an ihrer besonderen Sensibilität für Verände-

* Wertvolle Hinweise erhielt der Autor von Frau Gundula Bahro, die im Rahmen eines Forschungsauftrages über die ökologische Problematik in der sowjetischen Literatur arbeitet.

1 Rudolf Woderich: »Prinzipien und Probleme industrieller Kultur im Sozialismus«, in: Weimarer Beiträge 6/1982, S. 106 und 114.

2 Vgl. etwa Georg Ebert und Uwe Möller: »Rationalität für oder gegen den Menschen«, in: Einheit 7–8/1980, S. 722 ff.; Interview mit Helmut Hanke: »Ergebnisse und Aufgaben der Kulturtheorie«, in: Weimarer Beiträge 1/1977, bes. S. 151; Harry Nick: Arbeitsproduktivität und Lebensweise, Berlin 1980, bes. S. 61.

3 Vgl. dazu Hubertus Knabe: »›Aber bitte nicht demonstrativ!‹, Kirchliches Umweltengagement in der DDR«, in: Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt Nr. 24, 13.6.1982; Wolfgang Büscher, Peter Wensierski (Hrsg.): Beton ist Beton. Zivilisationskritik aus der DDR, Hattingen 1981.

Elmar Dieter Otto
Nachrichten in der DDR
Eine empirische Untersuchung über »Neues Deutschland«
192 Seiten,
Paperback DM 22,–
Verlag Wissenschaft und Politik

Lübecker Nachrichten:
»Elmar Dieter Ottos Arbeit entstand im Rahmen einer Forschungsgruppe im Institut für Politische Wissenschaft der Kieler Universität unter Leitung von Prof. Dr. Werner Kaltefleiter. Ihre Gründlichkeit zeitigt überraschende Ergebnisse, die es geraten erscheinen lassen, das ›Neue Deutschland‹ mit anderen, noch kritischeren Augen zu sehen.«

rungen in ihrer Umgebung liegen und an ihren, wenn auch begrenzten Möglichkeiten, solche Wahrnehmungen auch öffentlich ausdrükken zu können. Darüber hinaus spielt für viele eine Rolle, daß Kunst und Literatur in der DDR über Jahrzehnte hinweg unter dem Anspruch standen, die »positiven Errungenschaften« des wissenschaftlich-technischen Fortschritts zu feiern, ohne daß über die Verluste, die dieser Fortschritt hinterließ, nachgedacht wurde. »Sozialistischer Realismus« – das bedeutete lange Zeit die Glorifizierung schwerer körperlicher Arbeit und Bewährung der literarischen Helden in der Produktion. Dahinter stand ein geradezu euphorischer Industrialisierungsglaube: Jedes neue Kraftwerk, jedes Stahlwerk, jedes neu unter den Pflug genommene Stück Land war ein Sieg über die widerstrebende Natur.

»Eine Zeitlang schien es, als wären wir, jedenfalls gedanklich, mehr mit den automatischen Automaten der Zukunft beschäftigt, als mit dem Alltag der Gegenwart«, resümiert der Schriftsteller Claus B. Schröder[4] jene Periode des sozialistischen Aufbaus, in der für zahlreiche Kulturverantwortliche, mit Bert Brecht, *»ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen«* war. Eine ganze Generation von Literaten ist durch dieses Paradigma geprägt. *»Wir wollten alle Sümpfe trocken legen, alle Wüsten bewässern, oben drüber sollte ein Wunschwetter auf Bestellung stattfinden. . . . Es galt schon eine Weile als verpönt und antiquiert, einfach so spazieren zu gehen, Bäume schön zu finden, ohne an Bretter zu denken. Sich von einer Landschaft zu wünschen, daß sie so bleiben soll, wie sie ist. Überhaupt, ich glaub, wir dachten, daß ein Schönfinden von untechnisierter Natur uns kleinbürgerlich verweichlichen würde, uns von den wirklich wichtigen Fragen der Zukunft nur ablenken könnte. . . . Wir hatten geglaubt, daß einzig das Lied der Arbeit singenswert sei. Daß unser Glück einzig in den Werkhallen und planenden Büros gemacht würde.«*[5]

Wer in das Lied der Arbeit zu jener Zeit nicht mit einstimmen wollte, hatte in der DDR als Literat kaum eine Chance. Fünfzehn Jahre lang durften beispielsweise die Verse des Lyrikers Georg Maurer aus seiner Gedichtsammlung *Dreistrophenkalender* (1965) nicht erscheinen, weil man in seinen poetischen Naturbeschreibungen *»den sozialistischen Inhalt vermißte«*[6], und dies, obwohl ihnen gerade *»jemand, der durch Marx Grund unter den Füßen bekommen hatte, dies mit einem Jubel auf Bäume, Vögel, Kinder, Jahreszeiten usw. beantwortete«*[7].

»Wo ein Plus ist, ist auch ein Minus«

Erst in den sechziger Jahren wurden die Grenzen, die der »sozialistische Realismus« der Literatur setzte[8], Schritt um Schritt weiter gezogen. Vor allem Lyriker wandten sich vom Pathos der Aufbaujahre ab, und durch die Erzählungen und Romane des Schriftstellers Erwin Strittmatter kam das Phänomen »Natur« auch in der erzählenden Literatur stärker zu seinem Recht. Obwohl es Strittmatter besonders in seinen frühen Romanen[9] um ein Menschenbild geht, das *»gerade das Schöpfertum, den Genuß am Eingreifen in die Natur (umschließt), um sie in die Botmäßigkeit des Menschen zu zwingen«*[10], gehören der vielfältige Bezug auf die natürliche Umgebung, die Darstellung eines keineswegs widerspruchsfreien Verhältnisses zwischen Mensch und Natur und schließlich der direkte Einschub von Naturschilderungen zu den besonderen Merkmalen seiner Erzählkunst. Dieses Element der differenzierten Naturbetrachtung verstärkt sich ab Mitte der 60er Jahre noch in seinen Erzählungen und *Kleingeschichten.*[11] Hier wird mit

4 Claus B. Schröder: In meines Großvaters Kinderwald. Ein Report, Halle–Leipzig, 1978, S. 21.
5 Schröder, a. a. O., S. 21 f., dazu auch Klaus Jarmatz: »Natur in der Dichtung Erwin Strittmatters«, in: Weimarer Beiträge 7/1974, S. 29 ff.; Joseph Pischel: »Das Verhältnis Mensch – Natur in der Selbstverständigung von Schriftstellern der DDR«, in: Weimarer Beiträge 1/1976, S. 74 ff.
6 Pischel, a. a. O., S. 88.
7 »Georg Maurer: Das Gedicht ist ein lebendig Wesen. Ein Interview mit Dieter Schlenstedt«, in: Dichtung ist deine Welt. Selbstaussagen und Versuche zum Werk Georg Maurers, Halle 1973, S. 56.
8 Auch die DDR-Literaturtheoretiker sehen diese Grenzsetzung durchaus kritisch; vgl. etwa Edith George: »Der Natur das Fell gerben? Bemerkungen zur Darstellung der Mensch-Natur-Beziehung im Kinderbuch der DDR«, in: Beiträge zur Kinder- und Jugendliteratur, Heft 49 (1978), S. 50 ff.; Jarmatz, a. a. O. (Anm. 5), S. 29 f.; Pischel, a. a. O. (Anm. 5), S. 88.
9 Erwin Strittmatter: Ole Bienkopp, Berlin 1963; ders.: Pony Pedro, 12. Aufl., Berlin o. J.; ders.: Tinko, 6. Aufl., Berlin o. J.
10 Jarmatz, a. a. O. (Anm. 5), S. 34.
11 Erwin Strittmatter: Schulzenhofer Kramkalender, Berlin und Wei-

Achtung, ja Ehrfurcht von der natürlichen Umwelt gesprochen, ein verantwortungsbewußter, aufmerksamer Umgang mit ihr vorexerziert und auf ihre unsichtbaren Gesetzmäßigkeiten hingewiesen: *»Der Mensch, der große Planetenveränderer, entwickelt sich selber und ruht nicht, bis sich auch die Dinge, die Pflanzen und die Tiere um ihn her, entwickeln. Aber ein Gesetz kann er dabei nicht außer Kraft setzen: Wo ein Plus ist, ist auch ein Minus.«*[12] Strittmatter bejaht zwar weiterhin die Idee, *»der ›Natur‹ eine größere Effektivität für den menschlichen Fortschritt abzuringen«*[13], weist aber gleichzeitig auf dessen ambivalente Wirkungskraft hin: *»Die grasenden Pferde, auf deren Rücken wir saßen, ließen uns harmlos erscheinen, und wir waren auch harmlos, bis auf unsere Neugier freilich. Sie ist wie ein Messer, mit dem man schnitzen, aber auch töten kann.«*[14] Klarer noch als in den älteren literarischen Arbeiten wird Strittmatters Anliegen in einer Rückschau, die er 1973 im Gespräch mit Heinz Plavius vornimmt: *»Es lag mir fern«*, so der Autor in dem Interview, *»vorsätzlich über Natur an sich zu schreiben. . . . Ich fand jedoch, wir verloren über unseren ökonomischen und soziologischen Kämpfen ein bißchen aus den Augen, daß der Mensch selber ein Produkt der Natur ist und daß er sich selber vernichtet, wenn er sie in urbanistischer und pseudofortschrittlicher Überheblichkeit mißhandelt und mißbraucht. . . . Unsere marxistischen Klassiker, zum Beispiel Engels, wußten, wie eingewoben der Mensch in die Natur ist, aber wir, ›die fortschrittsberauschten Jünger‹, verloren diese Tatsache zuweilen aus den Augen.«*[15]

Erwin Strittmatter blieb nicht der einzige Autor, der das Verhältnis zwischen Mensch und Natur in seinen literarischen Arbeiten aufgriff, zumal die offiziellen Kulturvorstellungen seit der 1. Jahrestagung des Deutschen Schriftstellerverbandes im Jahre 1966 in dieser Frage eine allmähliche Ausweitung erfuhren. Auch Naturdarstellungen galten nun in dem Maße als *»parteilich«*, *»wie sie alle antisozialistischen Auffassungen eines gestörten und entfremdeten Verhältnisses zur natürlichen Umwelt zurückweisen«*[16]. Strittmatters frühe Romane, die die technische und gesellschaftliche Umwälzung auf dem Lande in ihrer Widersprüchlichkeit literarisch einzufangen suchten, fanden ihre Fortsetzung in den Arbeiten von Joachim Nowotny[17] und – in den 70er Jahren – auch Martin Stade[18], die – nicht zuletzt auf dem Hintergrund einer engen Verbundenheit zur eigenen Heimatlandschaft – mit Detailgenauigkeit und großem Einfühlungsvermögen die Veränderungen auf dem Lande beschrieben. Dabei geht es jedoch keineswegs um eine grundsätzliche Kritik des Fortschritts; eher läßt sich das Anliegen mit dem Literaturkritiker Joseph Pischel so beschreiben: *»Jede höhere Stufe der Menschheitsentwicklung bringt auch Verluste von Werten mit sich, die nicht mehr auf gleicher Stufe reproduzierbar sind. . . . Die Lösungen liegen nicht im Ausweichen vor dieser Revolutionierung des Mensch-Natur-Verhältnisses, sondern in der bewußten gesellschaftlichen Meisterung dieses Prozesses. Abstrakt gesprochen, geht es auch hier um die geschichtliche Aufgabe, die Vorzüge des Sozialismus mit den Möglichkeiten der wissenschaftlich-technischen Revolution zu verbinden.«*[19]

Auf die zweite Schaffensperiode von Strittmatter nimmt dagegen der Kinderbuchautor Gerhard Holtz-Baumert Bezug, dessen Ge-

mar 1966; ders.: 3/4 hundert Kleingeschichten, Berlin und Weimar 1973; ders.: Die blaue Nachtigall oder Der Anfang von etwas, Berlin 1972.

12 Zitiert bei George, a. a. O. (Anm. 8), S. 53; in ähnlicher Formulierung Erwin Strittmatter: »Frühling aus Menschenhand«, in: 3/4 hundert Kleingeschichten, S. 35.

13 Jarmatz, a. a. O. (Anm. 5), S. 42.

14 Erwin Strittmatter: »Neugier«, in: 3/4 hundert Kleingeschichten, S. 33.

15 »Produktivkraft Poesie. Gespräch zwischen Erwin Strittmatter und Heinz Plavius«, in: Neue Deutsche Literatur 5/1973, S. 6.

16 Zur Theorie des sozialistischen Realismus, Berlin 1974, S. 564; die Tendenz zur unverstellten, gleichwohl »parteilichen« Beschreibung der Wirklichkeit ließ es zu, daß punktuell auch die Umweltbedingungen in den Industriezentren nun ohne große Beschönigungen literarisch dokumentiert wurden. In solchen zuweilen drastisch formulierten Passagen, wie sie etwa bei Christa Wolf und Erik Neutsch zu finden sind, mischt sich jedoch immer noch der Wille der Autoren zur offenen Darstellung einer objektiv bedrückenden Realität mit einem gewissen Romantizismus gegenüber jener »harten Wirklichkeit«. Vgl. Anm. 42.

17 Joachim Nowotny: Hochwasser im Dorf (1963), Jagd in Kaupitz (1964), Jakob läßt mich sitzen (1965), Der Riese im Paradies (1969), Ein gewisser Robel (1976); vgl. auch Reiner Neubert: »Joachim Nowotnys Schaffen in den siebziger Jahren«, in: Weimarer Beiträge 7/1982, S. 117 f.

18 Martin Stade: Vetters fröhliche Fuhren, Berlin 1973; vgl. auch die ausführliche Rezension von Joseph Pischel, in: Weimarer Beiträge 5/1975, S. 141 ff.

19 Pischel, a. a. O. (Anm. 5), S. 86 f.

schichten in den Sammlungen *Der Wunderpilz* (1974) oder *Sieben und dreimal sieben Geschichten* (o. J.) auch formal den *Kleingeschichten* von Strittmatter ähneln. Sorgsam werden hier eigene Erlebnisse geschildert, denn: *»Die Welt ist voller Wunder, man muß nur seine Sinne zu gebrauchen wissen. Nicht nur Lebewesen und Dinge, auch Farben, Klänge, Düfte umgeben uns.«*[20] Unnachgiebiger, kritischer betrachtet der Schriftsteller Hanns Cibulka seine Umwelt. Als Lyriker sieht er sich in seinen 1970 erschienenen Reiseaufzeichnungen *Sanddornzeit* zu knappen, sprachlich genauen Aussagen über sie gezwungen, die mehr sind als bloße Beschreibung: *»Die heile, in sich geschlossene Landschaft, der wir so oft auf den Bildern Leonardos begegnen, ist für immer vorbei. Unsere Felder, Wälder und Gärten sind von Geräuschen zerschnitten. Viele Landschaften sind leer geworden, sie haben ihren Mittelpunkt verloren, die Stille. . . . Jede poetische Landschaftsschilderung gleicht einem unbeirrbaren Gericht. An ihr wird ablesbar, in welche Richtung der Künstler mit all seinem Denken und Sinnen tendiert.«*[21] Auch das elektronische Rechengehirn, warnt Cibulka vor der *»hypnotisierenden Kraft«* der Technik, werde nicht den Sinn errechnen, den die Menschen dem Leben geben müßten. Was wir durch die moderne Wissenschaft nach außen hin gewönnen, dürfe nach innen hin nicht verloren gehen. *»Die Technik hat nicht die Kraft, das Antlitz eines Kindes aus dem Ungefähr herauszuheben und zu formen. . . . Wer nur die Räder sieht, die sich drehn, wird maßlos verarmen.«*[22]

»Ein ärmerer Mensch«

Trotz solcher vereinzelt publizierten Auffassungen blieb die Frage, ob sozialistische Literatur der gängigen Vorstellung vom Menschen als dem unumschränkten Herrscher über die Natur etwas anderes entgegensetzen dürfe, bis in die siebziger Jahre hinein umstritten. Die Kritik an der Gegenwartslyrik beispielsweise, der man vorwarf, *»Naturschwärmerei«* zu betreiben und eine *»antizivilisatorische Wendung«* (Adolf Endler) zu nehmen, ist bis in das Jahr 1972 in der Literaturzeitschrift »Sinn und Form« nachzulesen.[23] Eine grundlegende Korrektur erfolgte erst mit dem VII. Schriftstellerkongreß, der die neue Auffassung der staatlichen Kulturpolitik widerspiegelte, daß sich die Literaten stärker als zuvor auch den *Konflikten* des Lebens im Sozialismus zuwenden sollten. In Anlehnung an literaturtheoretische Positionen in der Sowjetunion befaßte man sich mit der Annahme, daß *»in der Epoche des Kommunismus . . . sich die Hauptquelle tragischer Konflikte ›aus der Sphäre der Beziehungen zwischen den Menschen in die Sphäre der Beziehungen zwischen Mensch und Natur‹ verlagern«*[24] werde. In diesem Sinne griff auch Joachim Nowotny auf dem Schriftstellerkongreß die Widersprüche und Konflikte auf, die durch die technische Umwälzung auf dem Lande ausgelöst worden seien. Zur Verdeutlichung erzählte er die Geschichte eines alten Mannes, der in einem genossenschaftlich geführten Dorf den Verlust jenes jahrhundertelang bestimmenden individuellen Verhältnisses zum Tier, das mit der Einführung der industriellen Tierproduktion zerstört wurde, nicht ertragen kann.[25] Ein ähnliches Beispiel gab auch der sorbische Literatur Jurij Brězan in einem längeren Referat, das er auf einem gemeinsamen Kolloquium von Schriftstellern aus der DDR und der Sowjetunion hielt: *»Ganz in meiner Nähe befindet sich ein moderner Milchviehstall«*, so Brězan. *»In diesem modernen Milchviehstall stehen neunhundert Kühe. Das heißt, sie sehen aus wie Kühe, sind ih-*

20 Gerhard Holtz-Baumert: Der Wunderpilz, Berlin 1974, Klappentext. Zu dem Band »Sieben und dreimal sieben Geschichten« (Berlin o. J.), vgl. auch die Rezension von Steffen Peltsch, in: Beiträge zur Kinder- und Jugendliteratur, Heft 57 (1980), S. 61 ff.
21 Hanns Cibulka: Sanddornzeit. Tageblätter von Hiddensee, 4. Aufl., Halle–Leipzig 1971, S. 93 f.
22 Cibulka, a. a. O., S. 91 f.; vgl. auch S. 111.
23 Adolf Endler: »Weitere Aufklärungen«, in: Sinn und Form 4/1972, S. 879 ff. Vgl. auch Volker Ebersbach: »›Der Mensch in allem deutlich‹. Landschaftsbezogene sozialistische Gegenwartslyrik der DDR«, in: Weimarer Beiträge 11/1973, S. 83 ff.; Ursula Heukenkamp: »›Nichts bleibt natürlich . . .‹. Wandel der Landschaften in der DDR-Lyrik«, in: Neue Deutsche Literatur 8/1979, S. 60 ff.; Horst Haase: »Walter Werner: Der Baum wächst durchs Gebirge. Die Widersprüchlichkeit unserer Zeit im dichterischen Bild der Natur«, in: Weimarer Beiträge 1/1983, S. 18 ff.; Pischel, a. a. O. (Anm. 5), S. 90 ff.
24 Moissej Kagan: Vorlesungen zur marxistisch-leninistischen Ästhetik, Berlin 1974, S. 197, zitiert bei: Pischel, a. a. O. (Anm. 5), S. 84.
25 VII. Schriftstellerkongreß der DDR. Protokoll (Arbeitsgruppen), Berlin o. J., S. 27 ff.

nen zum Verwechseln ähnlich, aber es sind Milchmaschinen. Milchmaschinen in den Augen der Arbeiter in dieser Fabrik«. Er, Brězan, sei beileibe kein Romantiker, der mit Jean-Jacques Rousseau rufen wolle: *»Zurück zur Natur!«* Er sehe nur, daß der Mensch mehr und mehr seine Einstellung zur Natur ändere, also auch ein anderer Mensch werde. *»Mir scheint: zum Teil ein ärmerer Mensch, ärmer an Gefühlen, ärmer vor allen Dingen an Beziehungen.«* Die Autoschlangen in den Sommerwäldern, die Jugendlichen, die zu Hunderttausenden mit dem Rucksack unterwegs seien, die *»gierig aufgegriffene Lyrik, die entfernt an Gartenlaube-Lyrik erinnert«*, seien Indiz für *»eine Ahnung, der Mensch säge mit seiner Ausbeutung der Natur an dem Ast, auf dem er selber sitzt«*[26].

In seinem Referat spitzte Brězan diese Erkenntnis in der Parabel über einen guten König zu, der seinen Untertanen jeden nur möglichen Wohlstand sichern will und ihnen am Ende zwar *»schöne neue warme Häuser voller schöner moderner Möbel«* geschaffen hat, aber keinen Wald mehr besitzt *»und keine Märchen, denn die Märchen waren im Wald gewesen. . . . Doch reich waren die Leute. Sie kauften Fleisch in Dosen, Lieder in Dosen, Brot, Träume und auch Trinkwasser in Dosen und begannen zu glauben, daß auch der Mensch in Dosen gekauft und verkauft werden kann. Das war, als ihre Hirne, gedankenleer, sich mehr und mehr füllten mit dem gelben Rauch der Verbrennung der Dosen.«*[27]

Gleichwohl bleibt es bis zur zweiten Hälfte der siebziger Jahre unter den Schriftstellern vergleichsweise still um das Thema »Mensch und Umwelt«. In einem Fazit zur Literaturentwicklung bis zur Mitte des Jahrzehnts bezeichnet Heinz Plavius die Frage der Natur und der Stellung des Menschen in ihr als eine der fehlenden Dominanten in der DDR-Prosa, was sich seiner Ansicht nach genau umgekehrt proportional zu der tatsächlichen Bedeutung dieser Problematik verhalte.[28]

»Naturerziehung« nur für Kinder?

Nicht ganz so ausschließlich gilt dieses Urteil jedoch für einen Bereich, der in der DDR oftmals größere Spielräume genießt als die Erwachsenenliteratur: die Kinderbuchproduktion. Dort deutet sich bereits zu einem relativ frühen Zeitpunkt an, daß die Selbstverständlichkeit, mit der in den fünfziger und sechziger Jahren prinzipielle Harmonie zwischen Mensch und Natur im Sozialismus unterstellt wurde, abhanden gekommen ist. *»Eines ist ziemlich deutlich«*, stellt Edith George in einem 1978 erschienenen Resümee zu diesem Thema fest, *»die Naivität im Umgang mit der Natur ist verloren gegangen. In einigen sowjetischen Kinderbüchern mag sie noch spontan anwesend sein, doch auch in dieser Literatur mehren sich die mahnenden Stimmen. . . . Der ›unheilbare Riß‹ zwischen Mensch und Natur, den Marx bereits konstatierte, hat sich nicht schließen lassen. . . . Die Menschheit kann nicht ins Kindesalter zurückkehren: Pädagogik und Kinderliteratur setzen daher auch mit einer Naturerziehung ein, wie sie aus einer Reflexion gesellschaftlicher Erfordernisse hervorgegangen ist.«*[29]

Tatsächlich sind in der DDR seit Ende der sechziger Jahre zahlreiche Kinderbücher erschienen, die sich diesem Aspekt – die Verantwortung des Menschen für die natürliche Umwelt zu unterstreichen – widmen. Selbst im derzeit gültigen Lesebuch für das zweite Schuljahr sind eine Reihe solcher Texte (z. B. das Brecht-Gedicht »Die Vögel warten im Winter vor dem Fenster«) enthalten.[30] Die im derzeit gültigen Lesebuch für das zweite Schuljahr sind eine Reihe solcher Erzählungen (z. B. das Brecht-Gedicht »Die Vögel warten im Winter vor dem Fenster«) enthalten.[30] Die meisten dieser Geschichten sind nach einem einfachen, stark ethisierenden Schema gebaut: Die Natur ist, oftmals unmittelbar durch menschliche Achtlosigkeit, bedroht, und nur durch den beherzten Eingriff eines Kindes, einer Hauptfigur oder einer jener häufig benutzten Identifikationsfiguren wie Förster, Natur-

26 Jurij Brězan: »Geschichten von Menschen in der Menschenwelt«, in: Neue Deutsche Literatur 4/1974, S. 20 f.
27 Ebenda, S. 22.
28 Heinz Plavius: »Tendenzen und Probleme der Prosa«, in: Neue Deutsche Literatur 1/1976, S. 35 f.
29 George, a. a. O. (Anm. 8), S. 55.
30 Lesebuch 2, Verlag Volk und Wissen, Berlin o. J., S. 37, S. 41, S. 86.

schutzbeauftragter oder Forscher, gelingt es, sie doch noch zu retten. In Fred Rodrians *Schwalbenchristine* (1962) ist es ein kleines Mädchen, das die Menschen für die Rettung der auf einer für den Abriß vorgesehenen Ruine lebenden Schwalben mobilisiert, und dankbar fliegen sie später um sie herum. Bei Wolf Spillner *(Gänse überm Reiherberg,* 1977) reist eine Forschergruppe in ein neu geschaffenes Naturschutzgebiet und überzeugt die Bewohner in einem zähen Prozeß, daß Maßnahmen zum Schutz der vom Aussterben bedrohten Graugänse keine bürokratische Schikane, sondern geradezu lebenswichtig sind. In einer Reihe weiterer Erzählungen[31] geht es um Aufmerksamkeit, Verständnis und Mitgefühl für die bedrohte Natur, wobei dem erzieherischen Vorbild ein hervorragender Platz eingeräumt wird.

Stärker aus dem Rahmen dieser pädagogisch geprägten Literatur, die – je nach Altersstufe – die Fragestellung mit unterschiedlicher Tiefe problematisiert, fallen einzelne Arbeiten wie der Roman *Die Linde vor Priebes Haus* (1970) von Horst Beseler, der eine tatsächliche Begebenheit, den Kampf um eine alte Dorflinde, die einer neuen Verkehrsführung weichen soll, schildert. Ebenso ungewöhnlich liest sich das Kinderbuch *Der Klappwald* (1978) von Edith Anderson, das einen Blick in die – bei einer unveränderten Produktions- und Lebensweise zu erwartenden – Apokalypse ermöglicht: Wie Gefangene sitzen ein vergrämter Mann und seine Familie in einer Mietskasernenwohnung in einer vollkommen verdreckten Horrorstadt, und selbst der hilflose Versuch, sich mit einem »Klappwald« aus Papier wenigstens die Illusion eines durchgrünten Waldes zu verschaffen, geht im ersten Smogregen unter.

Warum sich die Autoren dieser Bücher und Erzählungen mit dem Thema Umweltzerstörung gerade an Kinder wenden, formulierte der Schriftsteller Bernd Wolff in einem Gedicht einmal so:

»Geboren in einer Zeit,
da so viel Schönheit zerstört ward,
bin ich unablässig auf Suche
nach Schönem
. . .
Will nicht, daß sie so werden:
Gedichte nicht hören im Lärm,
Wald nicht sehen vor Nutzholz,
Brot in Müllkübel werfen und Unrat in Flüsse,
gleichgültig Schönheit zerstören –
Schreibe
Buch um Buch.«[32]

Daß die Kinderliteratur sich im besonderen Maße der Umweltproblematik angenommen hat, hat auch unter Literaturkritikern erste Diskussionen ausgelöst. Es besteht Einigkeit darüber, daß die Erziehung zu einem richtigen Verhältnis zur Natur eine Aufgabe ist, die *»aufgerückt (ist) zu einem der elementaren, hochpolitischen Themen unserer Zeit«*[33]. Doch kritisch wird vermerkt, das literarisch eingefangene Verhältnis zwischen Mensch und Natur verberge die *»Härte des täglich in der Natur stattfindenden Kampfes«* vor den Adressaten, weil die Konflikte am Ende immer noch einer *»guten Lösung«* zugeführt würden. Realistischer seien solche Geschichten, die eben nicht nur idealtypische Sonderfälle konstruierten, *»mit denen die Norm zuweilen bemäntelt, aber keineswegs außer Kraft gesetzt wird«*[34]; denn es sei fraglich, *»ob diese in gewisser Weise naive Art der Darstellung der Mensch-Natur-Beziehung der tatsächlichen Kompliziertheit und Härte der Auseinandersetzung zwischen Mensch und Umwelt . . . in angemessenem Umfang gerecht wird«*[35].

Unklar bleibt dabei allerdings, für welche Seite die Literaturkritiker die Entscheidung gern fallen sehen möchten, wenn der geforderte Realismus um sich greift: für die menschlichen »Sachzwänge« oder für die geschundene Natur. Umstritten ist dies allem Anschein nach auch unter den Autoren: Während Joachim Nowotny in seinen Jugendromanen, besonders

31 Gerhard Holtz-Baumert: »Der Tod der Bäume«, in: Sieben und dreimal sieben Geschichten, Berlin o. J., S. 152 ff. Horst Beseler: Tiefer blauer Schnee, Berlin 1975. Erik Neutsch: Olaf und der gelbe Vogel, Berlin 1972. Benno Pludra: Bootsmann ohne Scholle, Berlin 1959. Wolf Spillner: Der Bachstelzenorden, Berlin 1979; Die Vogelinsel, Berlin 1976; »Die Vögel des alten Mannes«, in: Neue Deutsche Literatur 2/1982, S. 92 ff.

32 Bernd Wolff: »Vom Anliegen«, in: Für die Kinder geschrieben. Autoren der DDR, Berlin 1979, S. 129.

33 George, a. a. O. (Anm. 8), S. 54.

34 Ebenda, S. 59.

35 Christa Jauch, »Wolf Spillner: ›Der Bachstelzenorden‹« (Rezension), in: Beiträge zur Kinder- und Jugendliteratur, Heft 57 (1980), S. 61.

in *Der Riese im Paradies* (1969), keinen Zweifel daran läßt, daß die Natur dem menschlichen Wohlstandsbedürfnis nachgeben muß, auch wenn dies Verluste mit sich bringt, enden die Erzählung *Antennenaugust* (1975) von Kurt David oder der Roman *Insel der Schwäne* (1980) von Benno Pludra eher tragisch. Vergeblich rebelliert auch der Bär in einer anderen Erzählung von Pludra[36], als sein Revier durch einen neu angelegten Stausee überschwemmt wird.

Literarische Ökologiekritik aus jüngster Zeit

Gegenüber dieser breiten zivilisationskritischen Kinderliteratur nehmen sich die literarischen Arbeiten, die sich mit diesem Thema an Erwachsene wenden, bis heute eher bescheiden aus. 1978 erscheint Klaus B. Schröders nachdenklicher Report über eine Schweinezuchtanlage in Mecklenburg[37] *(In meines Großvaters Kinderwald),* ein Jahr später folgt der Roman *Der grüne Zweig* von Marianne Bruns, der die biblische Erzählung von Noah als Parabel ausgestaltet und die globale ökologische Krise mit der nahenden Sintflut vergleicht. 1979 kommt es auch in der Zeitschrift »Sinn und Form« zu einer offenen Kontroverse[38] über die Zerstörung der natürlichen Umwelt in *beiden* politischen Systemen, weil Günter Kunert sich weigerte, in diesem Zusammenhang auf das Wörtchen *»symmetrisch«* zu verzichten. Schließlich erscheinen auch in der Folgezeit sporadisch, aber immer wieder Prosatexte von Autoren wie Hanns Cibulka, Gerhard Holtz-Baumert, Egon Günther, Erwin Strittmatter oder Wolf Spillner, die sich mit technischem Fortschritt, Umweltkrise und Umweltengagement auseinandersetzen.[39] Die Grenzen der literarischen Ökologiekritik haben dabei, so scheint es, manche Autoren bereits überschritten: Am Beispiel des Romans *Flugasche* von Monika Maron wird vielleicht deutlich, wie ein Buch zu diesem Thema geschrieben sein muß, damit es nicht mehr bei einem staatlichen Verlag der DDR erscheinen kann[40].

All das, was in der DDR veröffentlicht wurde, geht jedenfalls nicht ohne Kompromisse, Abschwächungen oder formale Kniffe ab: Autoren wie Claus B. Schröder oder Gerhard Holtz-Baumert gelangen oftmals zu einer Haltung allzu schneller Kompromißbereitschaft, indem sie jeder kritischen Einsicht, kaum daß sie ausgesprochen ist, das »Gegenargument« beifügen. Dem Vorwurf der romantizistischen Verherrlichung der Vergangenheit etwa baut Schröder vor, indem er, bevor er seine eigene Kritik äußert, erst einmal den *»Vorschlag«* verwirft, *»zum schlichten Leben der Tiere zurückzukehren. Der Vorschlag kommt von einer Seite, von der am allerwenigsten Schritte in eine solche Richtung zu erwarten sind, und der Verdacht des Betrugs schimmert mächtig durch. Das Gegenteil, kräftig weiter fortzuschreiten, unbekümmert, mit einem unerschütterlichen Glauben an die grenzenlosen Möglichkeiten, jede beliebige Höhe erstürmen zu können, halte ich für nicht minder bedenklich, wenn auch hier und da für möglich. . . . Beide Richtungen haben etwas Selbstmörderisches*[41]. Hanns Cibulka bettet dagegen seine Kritik in sensible Tagebuchaufzeichnungen in dem Dörfchen

36 Vom Bären, der nicht mehr schlafen konnte, Berlin 1967.

37 Schröder: In meines Großvaters Kinderwald, a. a. O. (Anm. 4).

38 »Um ein Wort. Ein Briefwechsel«, in: Sinn und Form 2/1979, S. 409 ff.; »Anläßlich Ritsos. Ein Briefwechsel zwischen Günter Kunert und Wilhelm Girnus«, in: Sinn und Form 4/1979, S. 850 ff. Vgl. auch Deutschland Archiv 9/1979, S. 909; 1/1980, S. 15 ff.

39 Gerhard Holtz-Baumert: »Die Hecke«, in: ders.: Erscheinen Pflicht, Berlin 1981, S. 51 ff.; Egon Günther: »Reitschule«, Weimar 1982; Erwin Strittmatter, Selbstermunterungen, Berlin und Weimar 1981. Spillner: »Die Vögel des alten Mannes«, a. a. O. (Anm. 31); Hanns Cibulka: »Swantow«, in: Neue Deutsche Literatur 4/1981, S. 23 ff.; unter demselben Titel erschien im November 1982 ein weitgehend identischer Text von Hanns Cibulka, der allerdings um mehrere Passagen zur Atomenergie entschärft wurde. Zugleich verlagerte sich darin der Akzent von einer eher auf den einzelnen (in der DDR) gerichteten Sichtweise hin zur Betrachtung der Umweltverschmutzung als globales Problem, bei dem – ebenso wie in der Rüstungsfrage – besonders die USA als abschreckendes Beispiel zitiert werden. Vgl. Hanns Cibulka Swantow. Die Aufzeichnungen des Andreas Flemming, Halle–Leipzig 1982, bes. S. 63 f. (S. 39), S. 75 (S. 46), S. 78 ff. (S. 48 f.) und S. 107 (S. 50), in Klammern die entsprechenden Seitenzahlen des ursprünglich veröffentlichten Textes.
Als Indiz für die Bereitschaft der Literaturkritiker, über die Folgen des industriellen Fortschritts nachzudenken, kann zum Beispiel die positive Aufnahme des kritischen Romans von Tschingis Aitmatow, Der Tag zieht den Jahrhundertweg, Berlin 1982, gelten; »Für und Wider: ›Der Tag zieht den Jahrhundertweg‹ von Tschingis Aitmatow«, in: Weimarer Beiträge 11/1982, S. 92 ff. Vgl. auch Deutschland Archiv 3/1983, S. 246 f. Auch in der jüngsten Bilanz zur Literaturentwicklung in der DDR anläßlich des IX. Schriftstellerkongresses erfährt das Naturthema eine größtenteils positive Wertung; vgl. Weimarer Beiträge 1/1983, S. 5–85, und 2/1983, S. 260–367, sowie Deutschland Archiv 6/1983, S. 581 ff.

40 Monika Maron: Flugasche. Roman, Frankfurt/Main 1981; vgl. Deutschland Archiv 12/1981, S. 1337 ff.

41 Schröder, a. a. O. (Anm. 4), S. 84.

Swantow ein, während Marianne Bruns ihre literarisch geäußerte Furcht vor der ökologischen Katastrophe, die das sozialistische Lager nicht weniger betreffe als den Kapitalismus, mit einem einfachen formalen Mittel absichert, das auch Edith Andersson für ihr Kinderbuch *Der Klappwald* in Anspruch nimmt: Die Handlung wird in den Westen verlegt und kann dort jene Aussagen ungleich deutlicher formulieren, die eigentlich für das eigene Land bestimmt sind. Günter Kunerts Beitrag schließlich, der auf solche Zugeständnisse vollkommen verzichtete, konnte in der Zeitschrift »Sinn und Form« nur zusammen mit einer elfseitigen Erwiderung des Chefredakteurs, Wilhelm Girnus, erscheinen.

II. Die Realität der Umweltkrise

Wenn Schriftsteller in der DDR über Umweltzerstörung und die Folgen der Industriegesellschaft schreiben, ist das keineswegs ein Phänomen, das bloß für Literaturkritiker von Interesse ist. Auf der einen Seite treffen die Autoren damit ins Zentrum einer – übrigens in beiden deutschen Staaten im Zuge der Rezession stärker in den Mittelpunkt gerückten – Ideologie, die auch unter sozialistischen Vorzeichen alle Kräfte für Wachstum, Rationalität und wissenschaftlich-technischen Fortschritt mobilisieren soll. Auf der anderen Seite geben solche literarischen Arbeiten – anders als gewöhnliche Publikationen in der DDR – einen vergleichsweise offenen, unverstellten Einblick in die Realität jener Folgewirkungen der Industriegesellschaft, die längst auch in der DDR spürbar werden. Wie erleben die Schriftsteller die Zerstörung der natürlichen Umwelt und die Veränderung der Lebensbedingungen?

Luftverschmutzung

»Die Stadt, kurz vor Herbst noch in Glut getaucht nach dem kühlen Regensommer dieses Jahres, atmete heftiger als sonst. Ihr Atem fuhr als geballter Rauch aus hundert Fabrikschornsteinen in den reinen Himmel, aber dann verließ ihn die Kraft, weiterzuziehen.« Mit diesen Sätzen beginnt Christa Wolf ihren 1963 erschienenen Roman *Der geteilte Himmel.* Es ist die Beschreibung der Industriestadt Halle. *»Jedes Kind konnte hier die Richtung des Windes nach dem vorherrschenden Geruch bestimmen: Chemie oder Malzkaffee oder Braunkohle. Über allem diese Dunstglocke, Industrieabgase, die sich schwer atmen. Die Himmelsrichtungen bestimmte man hier nach den Schornsteinsilhouetten der großen Chemiebetriebe, die wie Festungen im Vorfeld der Stadt lagen.«*[42]

Knapp zwanzig Jahre später hat sich am Zustand dieses schwer belasteten Industriereviers nicht viel geändert. Wieder ist es eine Frau, die vor der Gewalttätigkeit dieser Industrieproduktion erschrickt. 1981 schreibt Monika Maron über die von Halle kaum 40 Kilometer entfernt liegende Stadt B. (Bitterfeld): *»Diese Schornsteine, die wie Kanonenrohre in den Himmel zielen und ihre Dreckladung Tag für Tag und Nacht für Nacht auf die Stadt schießen, nicht mit Gedröhn, nein, sachte wie Schnee, der langsam und sanft fällt, der die Regenrinnen verstopft, die Dächer bedeckt . . . Und diese Dünste, die als Wegweiser dienen könnten. Bitte gehen Sie geradeaus bis zum Ammoniak, dann links bis zur Salpetersäure. Wenn Sie einen stechenden Schmerz in Hals und Bronchien verspüren, kehren Sie um und rufen den Arzt, das war dann Schwefeldioxyd.«*[43]

42 Christa Wolf: Der geteilte Himmel, Reclam-Ausgabe, Leipzig 1976; mit einer ähnlich drastischen Beschreibung der Umweltbedingungen in einem sozialistischen Industrierevier setzt auch der 1964 erschienene Roman »Spur der Steine« ein: »Sechzehn Schornsteine stützen den Himmel über der Stadt (. . .). Tag und Nacht wälzt sich der Qualm aus den sechzehn Essenschlünden, Tag und Nacht. Er schwärzt im Winter den Neuschnee auf den Äckern, rußt im Frühling über die weißen Blüten der Kirschbaumzeilen an den Chausseen, trübt sogar im Herbst noch die novemberdunklen Flüsse und umflort die heiße Gelbe Sonne. Wenn der Wind von Westen herüberweht, was nicht selten geschieht, dann bringt er oft Regen mit, einen schmutzigen, klebrigen Regen, der den Ruß aufgesaugt hat und ihn auf das Pflaster, die Dächer, auf die Felder und die Braumkronen legt. (. . .) Auch die Flüsse sind modrig, mit den Abwässern der Werke vollgepumpt, und die Weiße Elster ist nicht mehr weiß. (. . .) Der schwarze, zu Pulver gebrannte Staub auf den Straßen flattert in langen Fahnen hinter den Autos her, sickert in die Schuhe der Fußgänger, in jede Ritze der Kleidung, knirscht zwischen den Zähnen. Über allem zieht der Qualm, und die Luft ist geschwängert vom fauligen Geruch der Schwefelgase.« Erik Neutsch: Spur der Steine. Roman, 11. Aufl., Halle 1967, S. 9 f.

43 Maron, a. a. O. (Anm. 40), S. 16.

Solche Beschreibungen machen die Verschmutzung der Luft fast sinnlich spürbar. In ähnlicher Weise gelingt dies, was die Kinderliteratur betrifft, nur noch der Autorin des *Klappwald.* Sie beginnt ihr Buch: »*Es war einmal ein alter Mann, der wohnte in einer stickigen, schmutzigen, alten Mietskaserne, mitten in einer großen, stickigen, schmutzigen Stadt. Schaute er aus dem Küchenfenster, hatte er die heiße, schmutzige Mauer und die traurig blinzelnden Fenster eines Hinterhauses vor Augen. . . . Und vom Wohnzimmerfenster aus sah er die schmutzigen, alten Häuser auf der anderen Seite der schmutzigen, heißen Straße und schmutzige Autos, die schmutzigen Qualm hinter sich ließen, und Tauben, deren Flügel so verschmutzt waren, daß sie nicht mehr fliegen konnten, sie FLUMPTEN nur noch.*«[44]
Sehr viel globaler und damit weniger angreifbar widmet sich Marianne Bruns den Giftstoffen, die täglich in die Luft gelangen. In ihrem Roman *Der grüne Zweig* läßt sie jedoch einen bundesdeutschen Wasserwirtschaftler zu Wort kommen, der auch über die DDR Unangenehmes zu sagen weiß: »*Ununterbrochen puffen wir z. B. ungeniert Kohlenmonoxyd in die Atmosphäre. Allein die USA befördern jährlich über 100 Millionen Tonnen hinauf. Drei Viertel davon durch Autos. Die DDR schickt uns ihre versalzene (durch die Kali-Werke versalzene) Werra ins Land; Schweden beklagt sich, weil es die Giftgase der englischen Betriebe schlucken muß! Was muten wir alle der Luft und dem Wasser und der Erde zu: Gase, Gifte, Säuren.*«[45]

Wasserverschmutzung

Tatsächlich leiden auch die Flüsse und Seen der DDR unter den Folgewirkungen einer übermäßigen Industrialisierung. Diese Entwicklung hat längst auch in der Literatur Eingang gefunden. Christa Wolf beispielsweise schrieb 1963 über den Hallenser Fluß, die Saale: »*Der war, seit Manfred ihn als Kind verlassen hatte, nützlicher und unfreundlicher geworden: Er führte watteweißen Schaum mit sich, der übel roch und vom Chemiewerk bis weit hinter die Stadt den Fisch vergiftete. Die Kinder von heute konnten nicht daran denken, hier schwimmen zu lernen . . .*«[46]
Die Verschmutzung der Gewässer macht auch den Wasserwirtschaftler in dem Roman von Marianne Bruns betroffen: Eifrig und erfolgreich seien wir dabei, aus jedem Fluß und jedem See »*eine Kloake*« zu machen. »*Ein Fluß nach dem andern, ein See nach dem andern kippt um. . . . Alle Pflanzen tot, alle Fische tot. Kein Leben mehr, kein Sauerstoff mehr vorhanden.*«[47] Ein Verlagslektor hält dem entgegen, daß es auch Beispiele gebe, wo solche toten Gewässer wieder gereinigt und gerettet worden seien, und er argumentiert damit nicht viel anders als der Chefredakteur von »Sinn und Form«, Wilhelm Girnus, anläßlich der Kontroverse mit Günter Kunert: »*Störungen im biologischen Haushalt der Natur*«, so Girnus, »*können überwunden werden . . . Der Zürcher und der Vierwaldstätter See, die ich aus meiner frühesten Jugend noch als sehr oligotroph gekannt habe, waren dank Unwissen und Unvernunft eutroph oder mindestens mesotroph geworden. Dank menschlicher Vernunft gelangten sie auf den Weg der Heilung. Unsere Feldberger Seen haben ein ähnliches Schicksal erlebt. Hartnäckigkeit, Geduld, verbunden mit wissenschaftlicher Einsicht, führen sie auf den gleichen Weg wie die Schweizer Seen – so dürfen wir hoffen.*«[48] Die Kontroverse in »Sinn und Form« wurde nicht weitergeführt, und so blieb jene Erwiderung unausgesprochen, die der Wasserwirtschaftler dem fiktiven Verlagslektor bei Marianne Bruns entgegenhält: »*Palic-See* (ein gereinigter jugoslawischer See, von dem zuvor die Rede war; H. K.), *wie? unterbrach Peters. Habe ich auch gelesen. Fünf Quadratkilometer groß, vier Meter tief. Achthunderttausend Kubikmeter vergifteter Schlamm mußten herausgebaggert werden. Es hat vier Jahre gedauert, bis er wieder sauber war, und hat viele Millionen gekostet. . . . Aber wissen Sie, daß das Mittelmeer demnächst umkippt? Und das ist nicht nur fünf Quadratkilometer groß, sondern 300 Millionen, und nicht nur vier Meter tief, sondern bis zu 4400. Es sind jetzt schon mehr Gase drin als*

44 Edith Andersson: Der Klappwald, Berlin 1978, S. 5.
45 Marianne Bruns: Der grüne Zweig, Halle–Leipzig 1979, S. 80.
46 Wolf, a. a. O. (Anm. 42), S. 29.
47 Bruns, a. a. O. (Anm. 45), S. 80 f.
48 »Anläßlich Ritsos . . .«, a. a. O. (Anm. 38), S. 859.

Sauerstoff. Und 12 Millionen Tonnen organischer Schmutz und andere unangenehme Zutaten . . . O ja, es geschieht manches. Bei uns zum Beispiel beginnen die Massen sich zu rühren, so daß einiges in Gang kommt. Nur zu langsam: Die Verschmutzung ist schneller als die Regeneration.«[49]

Die »Unwirtlichkeit der Städte«

Die moderne Industriegesellschaft hat, soviel ist sicher, auch die unmittelbaren Lebensumstände der Menschen grundlegend revolutioniert – ein Prozeß, der trotz unterschiedlicher politischer Systeme in beiden deutschen Staaten ähnlich verlaufen ist. Wo vormals kleine, überschaubare Städtchen wuchsen, wohnen heute Hunderttausende von Menschen auf engstem Raum; die ursprünglich organisch verbundenen Bereiche Wohnen, Arbeiten und Ernährung zerfielen in unabhängige Sektoren; den Bedürfnissen nach einer neuen Wohnqualität wurde mit den Mitteln der industriellen Großproduktion durch einfallslose Neubauten begegnet. Jene Abriß-Mentalität der fünfziger und sechziger Jahre, der in der Bundesrepublik ganze Stadtkerne zum Opfer fielen, findet – unter sozialistischen Vorzeichen – in der DDR ihre Entsprechung. So zitiert Dorothea Kleine in ihrem Roman *eintreffe heute* eine junge FDJ-Funktionärin, die über die im Jugendstil erbaute Altstadt ihres Wohnortes urteilt: *»Direkt schlecht sah das nicht aus, aber es war eben alles uneinheitlich und keine Spur sozialistisch, demnach nicht zeitgemäß. . . . Ich träumte davon, daß alles weggerissen würde, daß da helle, hohe Häuser hinkämen mit Fernheizung und Müllschluckern und daß alles sauber und einheitlich würde. Meine Begeisterung floß in Referate, Vorlagen und Reden ein, und eigentlich wunderte ich mich, daß es einige gab, die mich nicht verstanden oder verstehen wollten.«*[50]

Daß der Traum vom sozialistischen Massenwohnungsbau für die Betroffenen auch zum Alptraum werden kann, erfährt der Schüler Stefan Kolbe in dem Jugendbuch *Insel der Schwäne* von Benno Pludra, als er plötzlich aus einem idyllischen Landhaus in die Großstadt ziehen muß. Fast wie eine Gefängniszelle scheint er die Wohnung einer Mitschülerin zu erleben, die sich von seiner eigenen in kaum etwas unterscheidet: *»Links ist der Wohnraum, mit Durchreiche genau wie bei Familie Kolbe: 14/06, und rechts ist ein Zimmer, das seinem eigenen Zimmer bis auf die gelbe Kringeltapete gleicht: Liege an der Wand, Bücher gegenüber, am Fenster ein weißer Tisch.«*[51] Sein Vater, der selber als Baufacharbeiter an der Errichtung solcher Bauten beteiligt ist, gerät in das Kreuzfeuer der Kritik seiner Familie, obwohl er selber in diesem *»Silo«* nicht ganz glücklich zu sein scheint: *»›Hab dich noch nie gesehen‹«*, sagt er, als er einen Schulfreund seines Sohnes zufällig im Haus trifft. *»›Ich Sie auch nicht‹, sagt Hubert. ›Das machen die Häuser‹, sagt Stefans Vater. ›In diesen großen Häusern kann man Jahre wohnen und hat sich nie gesehn.‹«* Und als sie zu dritt über das angrenzende Baugelände gehen, heißt es: *»›Wenn wir hier fertig sind . . . bau'n wir da drüben bei dem alten Kasten weiter. Wir bau'n die ganze Insel voll. Zuletzt geht sie unter.‹ Er lächelt ein bißchen, und man weiß nicht, war es ein Scherz, oder ist er grimmig, weil sie so viele große Häuser auf die kleine Insel bau'n. . . . ›Hier soll ein Spielplatz hin.‹ . . . Er mißt die Fläche mit den Augen, dann blickt er zum Neubau hin, der nah und gewaltig aufragt, düster und schwer gegen den weichen Nachmittagshimmel. Er blickt eine ganze Weile so hin, dann auf den künftigen Spielplatz zurück. ›Bißchen viel Schatten‹, sagt er. . . . ›Der Brocken da . . . läßt an den Spielplatz keine Sonne ran.‹«*[52] Stefan Kolbe und seine Freunde ergreifen daraufhin die Initiative, wenigstens den Spielplatz selber phantasievoll, unkonventionell und mit einem hölzernen Flußpferd in der Mitte auszugestalten, doch sein Vater ist dagegen. Als dieser das Vorhaben als *»halbgewalkten Kram«* disqualifiziert und am Ende sogar den liebevoll gemalten Entwurf seines Sohnes zerreißt, mischt sich schließlich auch die Mutter ein: *»›Das Flußpferd‹, sagt sie, ›ist nicht halbge-*

49 Bruns, a. a. O. (Anm. 45), S. 81 f.
50 Dorothea Kleine: eintreffe heute, Rostock 1978, S. 17; vgl. Deutschland Archiv 8/1979, S. 883 ff., und Deutschland Archiv 3/1980, S. 237.
51 Pludra, a. a. O. (Anm. 40), S. 115.
52 Ebenda, S. 136 f.

walkt. Es ist lustig, das können die Kinder vertragen. Überhaupt was anderes mal, als eure ewig glatten Wände. Alles bloß viereckig, was ihr macht, draußen wie drinnen, da wird man zuletzt noch selber viereckig von.«[53]

Daß die »Unwirtlichkeit der Städte« bereits heute Anlaß zu apokalyptischen Visionen sein kann, demonstriert nicht nur Edith Andersson mit ihrem Kinderbuch *Der Klappwald.* Auch Monika Maron läßt die Journalistin Josefa Nadler berichten, als sie von der Redaktionskonferenz wegen solcher *»Anspielungen«* gerügt wird: *»Ich hatte einen Beitrag über den Alex*(anderplatz) geschrieben und darin meinen Ärger über die zugigen, tristen Fußgängertunnel auf zehn Zeilen ausgebreitet, harmlos, ich hatte freiwillig darauf verzichtet, unsere Zukunft unter den gepanzerten Städten auszumalen, obwohl ich meine Visionen, die sich zeigten, sobald ich die Augen schloß und meiner Phantasie das Thema Städte und Autos in Auftrag gab, für durchaus mitteilenswert hielt. Auf der Erde dreistöckige Straßenzüge, in kunstvoller Statik über- und untereinandergeleitet, Serpentinen um Hochhäuser, Parkplätze auf Korridoren, Autoschleusen, Autolifts, in den Fenstern der alten Häuser Luftfilter statt der Glasscheiben, die neuen Häuser fensterlos, an den Fahrbahnrändern auf den Balustraden aus Beton in hohen Steintöpfen kümmerliche Bäumchen, die jede Woche ausgewechselt werden, länger leben sie nicht. . . . Elli lächelt mir milde zu. *›Josefa, sicher wären Rolltreppen schöner. Aber ob in diesem Zusammenhang wirklich von einer inhumanen Konzeption gesprochen werden kann?‹ Rolltreppen, wer spricht von Rolltreppen. Da krauchen die Menschen wie durch Madengänge von einer Straßenseite auf die andere, damit sie den Autos nicht vor den teuren Gürtelreifen herumspringen, und Elli Meseke will nur darüber nachdenken, wie man sie bequemer in ihre Kriechtunnel befördern kann.«*[54]

Das Problem des motorisierten Individualverkehrs ist auch in der DDR zum zentralen Umweltproblem geworden. Darauf weist auch Günter Kunert hin, während Gerhard Holtz-Baumert[55] und Claus B. Schröder[56] eher zaghaft das Für und Wider abwägen. *»Aus einem sozialistischen Automobil, so ist entgegen aller ›wissenschaftlichen‹ Weltanschauung zu fürchten«,* schreibt Kunert, *»kommt das gleiche Gift wie aus einem kapitalistischen, und es richtet sich überhaupt nicht danach, wer es fährt. . . . Die Frühzeit der Motorisierung ließ nicht im mindesten erkennen, was diese rollende Blechbüchse der Pandora barg: Umweltvergiftung, bauliche Destruktion der Städte, Zersiedelung der Landschaft, Betonierung notwendigen Bodens, Hunderttausende Unfallopfer pro Anno und – gerade zum augenblicklichen Zeitpunkt entscheidend – die Vernichtung des nie wieder nachwachsenden Rohstoffes Erdöl statt seiner überlegten Verarbeitung für lebenswichtige Dinge.«*[57]

»Industriemäßige Landwirtschaft«

Die Zeiten, da sozialistische Literatur die rasche Technisierung auf dem Lande euphorisch feierte, scheinen mittlerweile vorbei zu sein. Geradezu fassungslos steht etwa Claus B. Schröder vor dem, was in Parteitagsreden gern »industriemäßige Landwirtschaft« genannt wird. Wozu der wissenschaftlich-technische Fortschritt auf dem Lande geführt hat, beschreibt er in seinem Buch *In meines Großvaters Kinderwald,* das den Besuch einer riesigen Schweinezuchtanlage in Mecklenburg schildert, wo Schweinefleisch *»am laufenden Band«* erzeugt wird *»wie längst schon Kühlschränke, Radios, Waschmaschinen«,* so der Klappentext. Selbst die Fortpflanzung wird dort inzwischen schon *»industriemäßig«* organisiert, die Schweine im Stall haben vergessen, *»was Eicheln sind, . . . Kartoffeläcker im Herbst, Regen im Blattwerk. . . . Diese Vergeßlichkeit hat sie uns brauchbar gemacht. Sie leben hinter sicheren Betonwänden . . . und lassen ihr Fleisch wachsen.«*[58] Eine solche gewaltige Tierkonzentration, die bereits dem habgierigen Wüstenstamm in Marianne Bruns Parabel zum Problem wird[59], bringt die natürli-

53 Ebenda, S. 248.
54 Maron, a. a. O. (Anm. 40), S. 45 f.
55 Gerhard Holtz-Baumert: »Pferdedenken und Autogefühl«, in: ders.: Der Wunderpilz, a. a. O. (Anm. 20), S. 14 ff.
56 Schröder, a. a. O. (Anm. 4), S. 104 f.
57 »Anläßlich Ritsos . . .«, a. a. O. (Anm. 38), S. 850 und S. 852.
58 Schröder, a. a. O. (Anm. 4), S. 101.

chen Regeln des ökologischen Gleichgewichts durcheinander, läßt zum Beispiel riesige Mengen Gülle entstehen, mit der man nicht weiß, wohin. Bei Schröder fließt *»die braune, stinkende Flüssigkeit«* einfach in einen nahen See, der obendrein unter Naturschutz steht, und der Autor, vor die Alternative gestellt: *»Was wollen Sie? Besser leben? – oder lieber hungern?«* weiß sich auch keinen anderen Rat als so weiterzumachen wie bisher: *»Wir werden uns also auch hier etwas einfallen lassen müssen, einen weiteren Mechanismus der Natur außer Kraft zu setzen, oder wenigstens ein Stück von uns wegzuschieben.«*[60] Dennoch bleibt sein Resümee eher nachdenklich: *»Eigentlich wächst unsere Nahrung schon aus den Produkten der chemischen Industrie. Der Acker war schon fast zum bloßen mechanischen Halter geworden, etwas, in dem sich die Wurzeln halten können, als wir plötzlich merkten, daß es doch nicht so einfach ist. Aber immerhin, vorläufig denken wir noch nicht an das Ende höherer Erträge, bei freilich immer höherem Aufwand. Wir benötigen schon Flugzeuge, um Brot zu machen, und Futter, das uns durch ein Schwein hindurch zu Fleisch verwandelt wird.«*[61]
Jenes in der Landwirtschaft genutzte Flugzeug scheint zum Alltag auf dem Lande in der DDR schon längst dazuzugehören, es ist auch in den Aufzeichnungen von Hanns Cibulka in dem Dörfchen Swantow literarisch verewigt worden: *»Ich sehe am Horizont eine kleine, gelbe Maschine«*, notiert Cibulka, *»es ist das Sprühflugzeug der LPG. Die Maschine dreht ein, der Pilot läßt sie durchfallen, streicht niedrig über die Felder. Eine gelbe Giftwolke bleibt zurück, die langsam auf die Halme niedergeht. . . . Aus den bescheidenen Anfängen der Chemie ist ein hydraköpfiges Ungeheuer geworden; künstliche Düngemittel, Herbizide, Vergiftungen der Luft und der Gewässer, radioaktiver Niederschlag, und das alles soll sich auf die Gesundheit eines Menschen nicht auswirken? . . . Wir leben in einem unsichtbaren Schützengraben, von allen Seiten liegen wir unter Beschuß: Wasser, Luft, Ernährung, Strahlungsfelder. . . . Warum haben wir nicht den Mut, uns gegen die eigenen Lebensgewohnheiten zu stellen? Die Natur hat gar nicht mehr die Kraft, all das zu erneuern, was wir täglich in uns und in unserer Umwelt zerstören. Der Mensch mordet sich selbst, allerdings ist es ein Mord auf Zeit.«*[62]
Zu ganz ähnlichen Auffassungen gelangt auch Günter Kunert, doch er hat nicht einmal mehr die Hoffnung auf Veränderungen, weil jene *»industrialisierte Landwirtschaft, über welche unsere anhaltende Vergiftung sich vollzieht«*, den *»metaphorischen Tiger«* bilde, *»von dem wir nicht mehr absteigen können. Im Klartext: Landwirtschaft heute kommt nicht ohne Insektizide und Pestizide aus, will sie nicht riesige Ernteerträge einbüßen, wobei eine zusätzliche Komponente die zunehmende Resistenz der Schädlinge selber darstellt, zu deren Vertilgung gesteigerte Dosierungen von Gift nötig sind. Die Alternative zu dieser latenten und permanenten Vergiftung heißt Unterernährung für noch mehr Menschen, Hungertod für ganze Völkerschaften. . . . Vor der Wahl: Verhungern oder sich vergiften, scheint keine dritte Möglichkeit eines Auswegs gegeben.«*[63]

Entfremdete Arbeitsbedingungen

Daß unter den industriellen Produktionsbedingungen der Charakter der Arbeit selber nicht gerade die menschliche Entfaltung begünstigt, ist in der DDR ein Problem, das auch in der Literatur immer wieder aufgegriffen wird, weil die behauptete qualitative Differenz zwischen den Systemen gerade in diesem Bereich für die Betroffenen nicht auszumachen ist: Bei Gunter Preuß fragen die Arbeiter, *»warum sie im Sozialismus noch schuften müssen wie im Kapitalismus«*, und eher hilflos klingt die Antwort, *»daß auch diese Arbeit noch getan werden muß, auch bei uns . . ., daß sie heute dafür arbeiten, daß es morgen besser wird«*. Die Arbeiter, so heißt es weiter, hörten sich das ein- oder zweimal an, *»und wenn man dann immer noch die Kästen schleppt, dann glaubt man bald nicht mehr daran«*[64]. In dieselbe Richtung zielt Dorothea Kleine, die ihre Hauptfigur sagen läßt: *»Die Rohseide läßt*

59 Bruns, a. a. O. (Anm. 45), S. 111 ff.
60 Schröder, a. a. O. (Anm. 4), S. 96 f.
61 Ebenda, S. 59 f.
62 Cibulka: »Swantow«, a. a. O. (Anm. 39), S. 47 ff.
63 »Anläßlich Ritsos . . .«, a. a. O. (Anm. 38), S. 851.
64 Gunter Preuß: Julia, Berlin 1976, S. 230.

mich kalt, die Maschinen lassen mich kalt, sie sind von kapitalistischen Konstrukteuren erfunden, um kapitalistischen Profit zu machen, sie tragen in sich das Programm kapitalistischer Profitgier, wie kann ich ein Verhältnis zu etwas empfinden, wenn es gar nicht für mich ausgedacht worden ist?«[65]

Tatsächlich wird das Bild über die Arbeitsbedingungen in der Literatur nicht gerade rosig gezeichnet. Gunter Preuß schreibt beispielsweise: *»Sie liefen durch die düstere Kartoffelhalle in die angrenzende Schälerei. Hier war es sehr naß und warm. Auf dem Betonfußboden stand das Wasser. Von der niedrigen Decke tropfte es herunter. Maschinen lärmten. Ein Förderband trug Kartoffeln heran, die in die automatischen Schälmaschinen befördert werden. Nur drei Frauen bedienten eine Reihe von diesen Maschinen. Sie trugen Gummistiefel und Gummischürzen, und ihre Gesichter und Arme waren vom Wasserdampf gerötet.«* Und über die Arbeiterinnen im dahinterliegenden Raum heißt es: *»Die meisten schälten mit bloßen Händen. Die Hände sahen schrumplig, rot und blau aus, da sie ständig die Kartoffeln ins Wasser tauchen mußten.«*[66] Solche Passagen finden sich auch bei Dorothea Kleine[67], und Monika Maron schreibt in ihrer klaren, kompromißlosen Sprache: *»Mir reichte, was ich gesehen hatte, uralte Anlagen, zugige Hallen, schwere, schmutzige Arbeit, gebeugte Männer in Aschekammern, in denen nur Zwerge hätten stehen können, Frauen mit fünf Meter langen Feuerhaken vor den Öfen. . . . Seit sechs Jahren fahre ich durch Stahlwerke, Spinnereien, Chemiebetriebe, Maschinenkombinate, ohne mich an die Gewalttätigkeit industrieller Arbeit gewöhnen zu können, ohne das Entsetzen zu verlieren, das mich beim Anblick der Verkrüppelungen packt, die Arbeit den Menschen noch antut. Geschundene Wirbelsäulen, zerstandene Beine, taube Ohren, Auswüchse an den Knochen. Ganz zu schweigen von den unsichtbaren Deformationen durch ewiges und einziges Signal an das Gehirn. . . . Für mich wäre das ein langsamer, sehr langsamer Selbstmord.«*[68]

Wenn die in der DDR erschienene Literatur dem Thema Arbeitsbedingungen einen relativ großen Platz einräumt, dann nicht zuletzt auch deshalb, um auf diese Weise Verständnis für jene *»jetzt noch nicht«* lösbaren Probleme zu wecken. Zuweilen kommt es – bei Respektierung dieser Grundintention – sogar zum offenen Protest oder zu der Einsicht, daß *»es vielleicht doch besser (ist), nicht nur still die vorgesehene Arbeit zu tun, sondern das lautere ›Hier‹ nicht zu vergessen«*[69]. Was in solchen Texten nur angerissen wird, denkt Josefa Nadler aus dem Roman *Flugasche* zu Ende und entwirft einen fiktiven Brief an den *»Höchsten Rat«*, der Vorschläge enthält, die auch in der sozialistischen Industriegesellschaft der DDR auf wenig Gegenliebe stoßen dürften. *»Ich versichere Ihnen«*, heißt es in der Eingabe, *»daß jahrelanges Sitzen, Stieren mit den Augen auf millimetergroße Teilchen, die mit ruhiger Hand gelötet werden müssen, eine verzehrende Leistung ist gegen die eigene Natur. . . . Doch schlägt die Leistung nicht zu Buche. . . . Ich, ungelernte Löterin Josefa Nadler, schlage vor: Für jede Arbeit gibt es gleichen Lohn, den Unterschied macht allein schlecht und gut. Für schlechte Arbeit gibt es wenig Lohn, für gute Arbeit gibt es mehr, gleich, ob es Mann ist oder Frau, Minister oder Postbriefträger. . . . Wer gerne hobelt, wird dann Tischler und nicht Dichter von Kinderliedern oder Lesebüchern, weil ihm kein Vorteil winkt für den Verzicht auf Freude und er nicht grimmig auf das neue Haus des Dichters starrt, der von den schlechten Versen besser lebt als er von guten Tischen. . . . Werte Herren, mir sind bekannt die technologischen Fesseln des Jahrhunderts, das mangelnde Geld für Investitionen und die Notwendigkeit solcher Verrichtung. Ich schlage darum vor: Jeder Bürger dieses Landes, ich betone jeder, trägt an diesem Zustand mit. Ein Jahr seines Lebens oder zwei übernimmt er solche Arbeit für vier Stunden jeden Tag; in der Zeit, die ihm bleibt, lernt er Sprachen oder Instrumente, um die Sinne zu erhalten und die Zeit zu nutzen. – Ihre Antwort erwarte ich mit Interesse.«*[70]

65 Kleine: eintreffe heute, a. a. O. (Anm. 50), S. 164; ähnlich auch S. 127, S. 134 und S. 137.
66 Preuß, Julia, a. a. O. (Anm. 64), S. 102 ff.; ähnlich auch S. 52, S. 230, S. 233 f.
67 Kleine, a. a. O. (Anm. 50), S. 126 ff. und S. 134 ff.
68 Maron, a. a. O. (Anm. 40), S. 49 und S. 81 f.
69 Schröder, a. a. O. (Anm. 4), S. 52.
70 Maron, a. a. O. (Anm. 40), S. 178 ff.

III. Der Umgang mit der Umweltkrise

Es würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen, alle Aspekte der ökologischen Kritik allein in der erzählenden DDR-Literatur darzustellen; Tourismus[71], Naturzerstörung[72], atomare Strahlung ziviler oder militärischer Art[73] sowie globale Krisenmomente (z. B. Abschmelzen der Polkappen)[74] sind weitere Teilbereiche, die an dieser Stelle unausgeführt bleiben müssen. Statt dessen scheint die Frage von Interesse, in welcher Weise Staat und Bevölkerung in der Literatur auf diese Phänomene reagieren, ob es beispielsweise auch Proteste der Betroffenen gibt und wie staatliche Stellen damit umgehen.

Gleichgültigkeit der Bevölkerung und Informationsmangel

Daß es in der DDR keine mit der Bundesrepublik vergleichbare gesellschaftliche Strömung von Bürgerinitiativen und umweltbewußten Einzelpersonen gibt, geht auch aus den Beschreibungen der Schriftsteller hervor. Für viele Literaten ist dieser Umstand der eigentliche Anlaß, sich mit dem Thema auseinanderzusetzen. Wie aber reagieren die Betroffenen, wenn sie unmittelbar den Schadstoffen aus »volkseigener Produktion« ausgesetzt sind? Über die Einwohner der Industriestadt Bitterfeld schreibt Monika Maron in ihrem Roman *Flugasche: »Wie die Leute ihre Fenster putzen. Jede Woche, jeden Tag am besten. Sie tragen weiße Hemden, weiße Strümpfe die Kinder. Das mußt du dir vorstellen, mit weißen Strümpfen durch schwarzes, schmieriges Regenwasser. Weiße Pullover werden hier am liebsten gekauft, hat die Verkäuferin gesagt. . . . Die Leute in B. haben sich eingerichtet, haben sich gewöhnt, Einwohner von B. zu sein und vom Dreck berieselt zu werden.«*[75]

Zu den Gründen solcher Gewöhnung gehört sicherlich auch der durch staatliche Aufsicht verursachte Informationsmangel. In Monika Marons Roman *Flugasche* ist es selbst dem Generaldirektor des Betriebes mit dem größten Schadstoffauswurf verboten, gegenüber den einheimischen Pressevertretern Stellungnahmen abzugeben. Auch die Journalistin Josefa Nadler darf die Verhältnisse nicht so beschreiben, wie sie sind. Der zuständige *»höhere Genosse«* begründet dies mit dem einfachen Satz: *»Manchmal ist es klüger zu schweigen, wenn man noch viel zu sagen hat.«*[76] Der gut gemeinte Hinweis von Wilhelm Girnus auf *»sehr viele und sehr gute Zeitschriften«* zum Thema Umwelt- und Naturschutz in der DDR hindert Günter Kunert darum auch nicht daran festzustellen, daß es im Unterschied zum »symmetrischen« Ergebnis jener auf beiden Seiten favorisierten industriellen Produktionsweise *»ein ›asymmetrisches‹ im Umfang der Informiertheit (gibt). Jenseits der Grenze ist man sich des Problems ziemlich bewußt, diesseits verdrängt man es, so gut oder so schlecht es geht. Unter uns: Es geht immer schlechter«*[77].

Literatur, die sich mit dem Thema beschäftigt, ist darum auch stärker als in der Bundesrepublik dazu genötigt, bestehende Informationsdefizite erst einmal abzubauen. Nicht nur im Kinderbuch finden sich beispielsweise »wissenschaftliche« Vorträge[78] oder Erläuterungen darüber, was ein Naturschutzgebiet ist[79]. Auch Claus B. Schröder überschreibt sein Buch lieber *»Report«*, und Marianne Bruns bettet ihre Parabel von Noah und der Sintflut in eine Fülle von Zahlenmaterial, Detailinformationen und sogar Zitaten von westlichen Ökologen wie Pestel oder Peccei[80].

Trotzdem ist der Mangel an Informationen nicht der Hauptgrund für die Gleichgültigkeit der Bevölkerung; wichtiger sind das Fehlen von Handlungsmöglichkeiten und die schier unüberwindbaren Hindernisse eines autokratischen Herrschaftssystems, im großen wie im kleinen. Da kämpft der Junge Just in der Erzählung *Die Hecke* von Gerhard Holtz-Bau-

71 Vgl. Cibulka: Sanddornzeit, a. a. O. (Anm. 21), S. 54 f. und S. 71 ff.
72 Vgl. »Anläßlich Ritsos . . .«, a. a. O. (Anm. 38), S. 853 ff. Nowotny: Der Riese im Paradies, a. a. O. (Anm. 17), S. 258.
73 Cibulka: Sanddornzeit, a. a. O. (Anm. 21), S. 99 ff.; ders.: »Swantow«, a. a. O. (Anm. 39), S. 39, S. 46, S. 48.
74 Bruns, a. a. O. (Anm. 45), S. 216 f.; »Anläßlich Ritsos . . .«, a. a. O. (Anm. 38), S. 851 f.
75 Maron, a. a. O. (Anm. 40), S. 16 und S. 34.
76 Ebenda, S. 170.
77 »Anläßlich Ritsos . . .«, a. a. O. (Anm. 38), S. 850.
78 Vgl. Bernd Wolff: Biberspur, Berlin 1981, S. 100 ff. und S. 134 ff.; vgl. auch die Rezension von Christa Jauch in: Beiträge zur Kinder- und Jugendliteratur 1981, S. 61 f.
79 Wolf Spillner: Gänse überm Reiherberg, Berlin 1977, S. 59.
80 Bruns, a. a. O. (Anm. 45), S. 29, S. 178 f., S. 217.

mert vergeblich, daß eine alte, verwilderte Hecke nicht von LPG-Bauern achtlos abgebrannt wird; sein Vater und auch der zufällig anwesende Kreissekretär wollen seine Aufregung nicht ernstnehmen. *»›Es war‹«*, so resümiert der Chauffeur die Episode, *»›Faulheit, Trägheit und gedankenloses Handeln.‹ – ›Vom Sekretär?‹ fragt Just. Der Fahrer lacht, wird ernst und antwortet: ›Vielleicht auch das.‹«*[81] Deutlicher wird dieser Grundkonflikt bei Monika Maron, deren Hauptfigur, die Journalistin Josefa Nadler, durch ihre offene Empörung über die miserablen Umweltbedingungen in B. schließlich ihren Posten verliert, nachdem sie zuvor vergeblich versucht hatte, die Betroffenen selbst zum Handeln zu veranlassen: *»›Warum wehren Sie sich nicht?‹ fragte ich, ›Sie sind doch schließlich die herrschende Klasse? . . . Warum fordern Sie nicht die Stillegung* (des Kraftwerks; H. K.)*?‹ . . . ›Aber es kann sich doch nicht einfach einer von uns hinsetzen und an den Minister schreiben‹, sagte er. Ich wußte auch nicht, wie Hodriwitzka es machen sollte, was ich ihm in meiner Wut über diese dreckige Stadt vorgeschlagen hatte, ohne daß er konterrevolutionärer Umtriebe verdächtigt wurde. . . . Also sagte ich, diese Einladung an den Minister müsse die Gewerkschaft schicken. ›Ach so‹, sagte Hodriwitzka ernüchtert. . . . ›Ach so‹, sagte er noch einmal, ›na, dann wird's nichts.‹«*[82]

Der Vorrang der Ökonomie

Grund für die Umweltbelastungen in der DDR ist nicht allein staatliche Unflexibilität; hinter dieser Unnachgiebigkeit liegen vielmehr handfeste ökonomische Interessen und Zwänge, die auch in der sozialistischen Industriegesellschaft über langfristige ökologische Folgen gestellt werden. Weil aber die Ideologie den Anspruch erhebt, daß alle staatlichen Entscheidungen allein den »objektiven« Interessen des Volkes dienen, disqualifizieren sich Einwände oder Proteste gegen solche Entscheidungen gewissermaßen schon von selbst. *»Lösungen erreicht man nicht von heute auf morgen, junge Frau«*, wird bei Gunter Preuß[83] den von einer qualmenden Esse betroffenen Anwohnern entgegengehalten, oder bei Monika Maron: *»Es geht eben nicht alles auf einmal, historische Notwendigkeiten . . .«*[84] Wilhelm Girnus ergänzt dieses »Argument« schließlich noch um die geschichtliche Dimension: *»Was aber hatten wir damals für Sorgen? Brot, Brot, Brot . . . die Schäden eines verbrecherischen Krieges. . . . Es war gebieterisch notwendig, Prioritäten zu setzen, und wird es auch in Zukunft noch lange sein. Die Gründe für den gebieterischen Charakter dieser Prioritäten hier zu erläutern, würde zu weit führen.«*[85]

Damit ist es nur folgerichtig, daß auch in der Literatur ein Aufbegehren der Betroffenen immer wieder an den behaupteten ökonomischen Notwendigkeiten scheitert. So steht in Joachm Nowotnys Jugendroman *Der Riese im Paradies* nicht der Bau des neuen Kraftwerkes zur Disposition, sondern höchstens sein Standort sowie flankierende Maßnahmen, die seine Errichtung leichter durchsetzbar machen. Und als die junge FDJ-Funktionärin in Dorothea Kleines Buch *eintreffe heute* in einem qualvoll lärmenden Maschinenraum danach fragt, wieso man nicht leisere Maschinen erfinden und einbauen würde, bekommt sie zur Antwort: *»Wieso erfinden . . ., die sind erfunden, Kollegin. . . . Wir schreiben* (jedoch) *keine Maschine vor der Zeit ab. Von dem bißchen Lärm ist noch niemand umgekommen. . . . Vielleicht schenkt dir der Direktor eine Silenta-Leisetick zu Weihnachten.«*[86]

Jener Typus des »homo oeconomicus« ist offenbar auch in der DDR der wichtigste Gegenspieler einer sanften, ökologischen Produktion, und seine häufig kritische Personifizierung in der Literatur dürfte u. a. ein Versuch sein, deutlich zu machen, daß die Gewalt des herrschenden wissenschaftlich-technischen Fortschritts nicht naturwüchsig über die Menschen hereinbricht, sondern Resultat menschlicher Entscheidungen und Haltungen ist. *»›. . . Ich bin Landwirt, Ökonom, und muß dafür sorgen, daß nicht nur die Pfennige stimmen am Jahresende, verstehen Sie? Dann erst bin*

81 Holtz-Baumert: »Die Hecke«, a. a. O. (Anm. 39), S. 73 f.
82 Maron, a. a. O. (Anm. 64), S. 50 ff.
83 Preuß: Julia, a. a. O. (Anm. 64), S. 225.
84 Maron, a. a. O., S. 22.
85 »Anläßlich Ritsos . . .«, a. a. O. (Anm. 38), S. 853.
86 Kleine, a. a. O. (Anm. 50), S. 130.

ich Tierfreund oder Vogelfreund oder was Sie wollen! Wenn zu viele Gänse zuviel Gras fressen, dann fehlt das unseren Kühen. Dann haben wir wenig Milch. Wir arbeiten nämlich für Butter. Nicht für wilde Gänse. Ganz einfach!‹ Jetzt hatte der Gänsedoktor eine krause Stirn. ›So einfach ist das leider nicht. Butter oder Vögel‹, er sagte das spöttisch, ›so wird der Unternehmer reden. Wir hätten gern Butter und *Vögel!‹«*[87]

Solche Überlegenheit des Umweltschützers ist in der Literatur jedoch selten. In der Regel ist *er* der Unterlegene, der sich den Entscheidungen des Ökonomen zu beugen hat: *»Solange er dich mit roten Planziffern befeuert«*, resümiert der Förster in Joachim Nowotnys Roman *Der Riese im Paradies* ein erfolglos verlaufenes Gespräch in der Bezirksstadt, *»wirst du bei dem nicht landen. Der sieht zuerst immer nur den Plan. Wieviel Stangenholz, wieviel Grubenholz, wieviel Langholz? Was, da fehlt noch allerhand? Und du, Kollege, sprichst von einer Sache, die gar nicht in deiner Verantwortung liegt. Du willst irgend so ein Schwarzes Lug bei euch zum Naturschutzgebiet erklären? Bring Holz, Kollege, Holz und immer wieder Holz und sorg, daß es ordentlich nachwächst . . . Was willst du mit dem Schwarzen Lug, diesem Moorloch? Dort ist nichts zu holen.«*[88]

Resignation klingt auch bei dem Berufskollegen des Försters in Gerhard Holtz-Baumerts Erzählung *Die Hecke* an, als dieser die vielen abgerissenen Zweige findet, die ein Lastwagen heruntergerissen hatte. *»›Die machen alles nieder.‹ Der Förster sah Just wütend an, als wäre der Junge der Fahrer dieses Lastwagens gewesen. . . . ›Sie wollten auch die alten Birken an der Mühle runterholen. Jeden Tümpel schütten sie zu, gute Nacht, schönes Land. . . . Sieh mal, da wird ja alles ärmer, mein Junge, die aber sagen: ein paar lumpige Birken, eine lausige, wildgewachsene Hecke. . . . Vom Gleichgewicht mal abgesehen, . . . doch was ist, wenn der Himmel still bleibt?‹ . . . Der Förster und Just hoben wie witternde Hunde das Gesicht nach oben. Lerchen sangen im hohen Blau. . . . ›Und nun stell dir mal vor, da ist nichts mehr, kein einziger Vogel, unten und oben. Jämmerlich. . . . Ich bin nicht sentimental, aber genau das werfen sie einem vor, wenn man davon anfängt. Ökonomie, immer Ökonomie. Abgesehen mal davon, wie eisern die Natur sich rächt, unbarmherzig, sag ich dir, außerdem trifft das auch ihre berühmte Ökonomie.‹«*[89]

Staatlich erwünschter Umweltschutz

Jener Vorrang der Ökonomie in der sozialistischen Planwirtschaft bedeutet jedoch nicht, daß es – etwa seit Beginn der siebziger Jahre[90] – nicht auch einen spezifischen staatlichen Sektor gibt, der sich dem Umwelt- und Naturschutz im eigenen Lande widmet. Viele Literaten suchen gerade in diesem Sektor Figuren und Handlungsweisen, die die Notwendigkeit des ökologischen Engagements illustrieren und dem Leser eine positive Identifikation ermöglichen, ohne in Opposition zur staatlichen Gesamthaltung geraten zu müssen. Da werden Flaschen und andere Altstoffe gesammelt[91], was in der DDR bekanntlich mit nicht geringen Geldsummen honoriert wird; da werden verdreckte Wälder von Flaschen, Zigaretten und Stullenpapier befreit[92], da erhält die »Jugendfreundin Oma« einen Orden, weil sie mit einer Gruppe von Pionieren in ihrem Dorf einen »Überraschungsgarten« aus Sträuchern, Rosen, Sonnenblumen usw. anlegt, der nun die Frei- und Grünflächen der Ortschaft verschönert[93]. Ein besonders schönes Beispiel, wie gerade Kinder angeregt werden sollen, sich für die Erhaltung der Natur einzusetzen, ist ein Vorschul-Bilderbuch, das – ohne Text – in farbigen Drucken zeigt, wie eine Gruppe von Kindern einen zum Müllabladeplatz verkommenen Hügel freiräumt, Bäume anpflanzt und schließlich eine idyllische Spielwiese gewinnt.[94]

In der Erwachsenenliteratur kann man mit solchen Vorbildern natürlich wenig ausrichten;

87 Spillner: Gänse überm Reiherberg, a. a. O. (Anm. 79), S. 25.
88 Nowotny: Der Riese im Paradies, a. a. O. (Anm. 17), S. 310.
89 Holtz-Baumert: »Die Hecke«, a. a. O. (Anm. 39), S. 66 f.
90 Vgl. dazu Hubertus Knabe: »Umweltkrise und Umweltpolitik in der DDR«, Teil II: »Der Umgang mit der Krise«, Reihe DPA-Hintergrund, Hamburg 1980, S. 4 f.
91 Pludra: Insel der Schwäne, a. a. O. (Anm. 51), S. 240 ff.
92 Andersson: Der Klappwald, a. a. O. (Anm. 44), S. 32.
93 Gerhard Holtz-Baumert: »Jugendfreundin Oma«, in: ders.: Die drei Frauen und ich, Berlin o. J., S. 73 ff.
94 Jutta Mirtschin: Auf dem Hügel ist was los, Berlin 1978.

dort geht es eher um die intellektuelle Einsicht, daß die Natur geschützt werden muß, weil die Menschen auf sie angewiesen bleiben – nicht nur pragmatisch, sondern auch »sinnlich«: *»Naturschutzgebiet. Schon das Wort etwas Beruhigendes – wie ein warmer Sommerabend. Am Weg das neue Schild, mit den Namen der bedrohten, also geschützten Vögel, mit der Bitte an den Besucher der Gegend, nicht vom Weg abzukommen, die Tiere nicht zu stören, daß sie in Frieden ihre Jungen ausbringen können, sich zwischen unserem menschlichen Tun wohl fühlen, bei uns bleiben. (. . .) Unsere Freundlichkeit, daß wir es der Natur großzügig gestatten, innerhalb der Natur stattzufinden? Wir hängen in unserer elementaren Existenz total von ihr ab. Aber das bedenken wir vermutlich selten.«*[95] Lange Zeit, so führt der Autor dieser Zeilen, Claus B. Schröder, weiter aus, hätten wir unter Naturschutz verstanden, etwa einen besonders bunten oder singenden Vogel am Leben zu erhalten, weil wir den Gedanken nicht zu Unrecht als traurig empfunden hätten, er könnte plötzlich nicht mehr so reichlich oder auch gar nicht mehr umherfliegen und singen wie noch zur Zeit unserer Kindertage. Inzwischen wüßten wir aber, *»daß es heute um mehr geht, daß wir damals wenig über die größeren Zusammenhänge in der Natur wußten und über unser Tun«.*[96]

Solche Überlegungen scheinen allerdings in der DDR noch wenig verbreitet zu sein: *»Über Naturschutz läßt sich kaum noch etwas sagen, ohne daß man verdächtigt wird«,* klagt beispielsweise Claus B. Schröder. *»Entweder als hoffnungsloser Optimist oder als hoffnungsloser Pessimist. . . . Gestern waren wir uns im Freundes- und Bekanntenkreis einig, daß es sehr verwerflich sei, in einem langen Fernsehfilm (Daniel Druskat) einen Mann vom Naturschutz auftreten zu lassen, der wie ein Narr herzinfarktverdächtig dem ökonomischen Helden hinterherläuft, scheitert und dann nicht weiter vorkommt. Lächerlich tragisch, obwohl er sich auf staatliche Gesetze berief.«*[97]

Bürgerinitiativen und öffentlicher Protest

Daß es in der DDR auch Initiativen von Bürgern gibt, die über den staatlich geförderten Umwelt- und Naturschutz hinausreichen, dafür finden sich in der Literatur – im Gegensatz zu anderen DDR-Publikationen – zumindest einzelne Beispiele. Betroffenheit kann unter bestimmten Umständen auch in spontanen Protest umschlagen, der unter den restriktiven politischen Bedingungen in der DDR jedoch weder selbstverständlich noch einfach ist. Der erfolgreiche Kampf um den Erhalt einer alten Linde, wie ihn Horst Beseler selber erlebt und literarisch verarbeitet hat, dürfte jedenfalls eher zu den Ausnahmen zählen. *»Die Exekution«,* so berichtet der Autor in einer Selbstdarstellung, *»war beschlossen. Wir begannen um den Baum zu kämpfen. Der Streit zog sich hin, wurde erbitterter, Bezirksbehörden griffen ein. Schließlich kam eine Lösung zustande, die sowohl den neuen Straßenlauf als auch die Bewahrung des Baumes ermöglichte.«*[98]

Welche Ängste und Konflikte eine im Grunde harmlose Protestaktion auslösen kann, schildert Gunter Preuß in dem Jugendbuch *Julia,* wo eine regelrechte Bürgerinitiative entsteht, um Unterschriften gegen die qualmende Esse einer nahen Brauerei zu sammeln. Die Anwohnerin, Frau Saube, muß offenbar allen Mut zusammennehmen, um mit diesem Anliegen von Haus zu Haus zu gehen: *»Sie hielt den Bogen Papier in den Händen, als wäre er sehr heiß. ›Was haben Sie denn da?‹ Mutter griff nach der Geldtasche. ›Eine Sammelliste? Für Chile?‹ – ›Nein, nein. Keine Sammelliste. Es ist . . . Es geht um die Brauerei.‹ Frau Saube stand auf, lief zum Fenster, deutete auf die zwei Schornsteine der Brauerei. ›Sie verstänkern die ganze Gegend. Alle Leute aus unserem Wohnviertel schimpfen. Man kann ja überhaupt kein Fenster öffnen. Eine Zeitlang sieht man sich das ja mit an. Aber das ist doch kein Dauerzustand. Wir sind ja ohnehin nicht mit frischer Waldluft gesegnet . . .‹ . . . Frau Saube legte den Bogen Papier auf den Tisch. Sie sagte: ›Wir, die Hausbewohner, haben eine Unterschriftenliste angefertigt, mit der wir um umge-*

95 Schröder, a. a. O. (Anm. 4), S. 13 ff.
96 Ebenda, S. 98.
97 Ebenda, S. 97.
98 In: Für Kinder geschrieben . . ., a. a. O. (Anm. 32), S. 16; vgl. auch Horst Beseler: Die Linde vor Priebes Haus, Berlin 1970.

hende Veränderung dieses unhaltbaren Zustands bitten. Andere Häuser haben ähnliche Listen aufgestellt.‹« – »DDR-konkret« ist die Reaktion der Angesprochenen, die sich – in deutscher Tradition – aus einem solchen Konflikt lieber heraushalten möchten: *»Julias Mutter sah zu ihrem Mann. Sie sagte zögernd. ›Ja, und . . .? Uns gefällt dieser Zustand auch nicht. Aber mein Mann kann da auch nichts ändern. Er ist nicht die Betriebsleitung.‹ . . . Julias Vater saß, den Kopf in den Händen, über den Bogen Papier gebeugt. Er las sich den Wortlaut und die Unterschriften immer wieder durch. Er sagte: ›Ich kann mich doch nicht gegen meinen eigenen Betrieb wenden.‹ . . . Er schob den Bogen Papier Frau Saube zu und sagte entschieden: ›Nein, Ich kann das nicht unterschreiben! Das hieße meinem Betrieb eine unverdiente Ohrfeige geben!‹«*[99] Tatsächlich erhebt der Betriebsdirektor im weiteren Fortgang des Buches genau diesen Vorwurf gegenüber Julias Vater, weil seine Frau am Ende und gegen dessen Willen doch noch mit dem Namenszug der Familie unterzeichnet. Zu einem glücklichen Ende kommt die Angelegenheit nur deshalb, weil der Betrieb ohnehin eine Änderung des störenden Zustands geplant hatte. Die Gretchenfrage der Geschichte, ob der Bürgerprotest tatsächlich der falsche Weg war, läßt der Autor, vielleicht um den Lesern Mut zu machen, am Ende aber immerhin so beantworten: *»Durch die Liste konnten wir verstärkt beim Rat des Bezirkes unser gemeinsames Problem zur Sprache bringen – und wir haben die Baulizenz erhalten. Bald wird der neue Schornstein rauchen.«*[100]

Weniger glücklich geht dagegen die Initiative einer Schulklasse bei Benno Pludra aus, die mit viel Liebe einen alternativen Entwurf für den geplanten Spielplatz in ihrem Neubaugebiet zeichnet. Als offensichtlich wird, daß dieser keine Chance hat, die offizielle Bauplanung zu ersetzen, heftet einer der Bauarbeiter, ein Außenseiter mit langen Haaren, einen provokativen Zettel an das gewöhnlich ungenutzte rote Mitteilungsbrett des Hochhauses: *»Eine Frage, bevor es zu spät ist: Soll das vielleicht ein Spielplatz werden? Alles aus Beton? Da möchte man gratulieren, Kollege Schafskopf lebe hoch!*[101] Binnen kurzem entfernt der Hausmeister das *»Wischblatt«*, und als einer der Schüler, Stefan Kolbe, es ersetzen will, wird er von seinem Vater angeschrien: *»Ach, so sieht das aus. Läßt mich hier reden . . . und dann liegt so ein Dinges da, ein Schuß ins Kreuz, eine glatte Gemeinheit, Vertrauen im Eimer.«*[102] Den Kindern bleibt nunmehr nur noch ein ohnmächtiges Aufbegehren, sie zerstören die frisch gegossene Betonverschalung, und Stefan, die Hauptfigur des Buches, flüchtet aus der Großstadt.

Daß öffentlicher Protest auch schnell in den Verdacht der Staatsfeindlichkeit geraten kann, erfährt die Journalistin Josefa Nadler in dem Roman *Flugasche*. Nicht nur sie selber wird in ihrer Redaktion mit Vorwürfen überhäuft und zur Selbstkritik aufgefordert, auch die Arbeiter des betroffenen Betriebes sind sich sehr bewußt, was passieren würde, wenn sie den zuständigen Minister auffordern würden, zu ihnen zu kommen und zu erklären, warum das giftige Kraftwerk nicht längst abgeschaltet wurde: *»Den Minister darfste dir dann in der Zeitung angucken, und hier haste die Typen von der Sicherheit auf'm Hals.«*[103]

IV. Reaktionen auf die ökologische Kritik

Allein die Untersuchung des literarischen Sektors macht deutlich, daß die Bereitschaft, sich mit der Krise der Umwelt auseinanderzusetzen, auch in der DDR größer geworden ist. Während man hierzulande lange Zeit Grund für die Annahme haben konnte, die ökologische Diskussion fände in dem zweiten deutschen Staat keinerlei Nährboden, spiegelt die nachdenkliche Kritik der Schriftsteller offenbar auch einen zaghaften Bewußtseinswandel in der Bevölkerung wider, den sie zugleich wieder selber befördert. Die Bindekraft der sozialistischen Wachstumsideologie hat zumindest im literarischen Bereich spürbar nachgelassen.

Daran mag es auch liegen, daß in den vergangenen Jahren in der DDR immer wieder mit

99 Preuß: Julia, a. a. O. (Anm. 64), S. 46 ff.
100 Ebenda, S. 235.
101 Pludra: Insel der Schwäne, a. a. O. (Anm. 51), S. 216.
102 Ebenda, S. 230.
103 Maron, a. a. O. (Anm. 40), S. 139.

scharfen Tönen gegen das ökologische Gedankengut Stellung bezogen wurde[104], während man andererseits gegenüber seinen Trägern in der Bundesrepublik Bündnis- und Unterstützungsbereitschaft signalisiert[105]. Ein Beispiel für die nahezu grenzenlose Demagogie gegenüber der Zivilisationskritik liefert etwa Wilhelm Girnus in seiner Erwiderung auf Günter Kunerts Brief an »Sinn und Form«, in der er das, *»was sich da auf diesem Gebiet in westlichen Medien als ›Information‹ aufspielt«* als *»Sensationsmache«, »Gruselgeschichten«* oder *»geistige Rauschsucht nach Katastrophenerleben . . ., Ausgangspunkt USA«* abkanzelt. Girnus unterschätzt damit nicht nur in gefährlicher Weise den tatsächlichen Ernst der Lage, sondern findet sich unversehens in unmittelbarer Nähe zu bösen Polemiken, die in einem »Informationspavillon« einer bundesdeutschen Betreibergesellschaft für Kernkraftwerke nicht schärfer ausfallen könnten: *»Man wirft Steine gegen die friedliche Nutzung von Atomenergie, . . . sie verfluchen die vergiftende Dämonie der Technik, aber nach Auréoville fliegen sie im Jet, um als kindliche Hippies dem Moloch Zivilisation zu entrinnen. . . . Furcht vor der menschlichen Zivilisation ist nichts Neues. Sie hat stets die Mullahs auf den Plan gerufen, und das bleibt immer verdächtig. Mögen sie nun das grüne, schwarze, graue, orangene Büßerhemd tragen oder den Bettlermantel. . . . Leugnung des Fortschritts, Verneinung seiner Möglichkeit ist der unterirdische Quellhorizont der nazistischen Ideologie. . . . Kategorische Verweigerung der Möglichkeit des Fortschritts führt heutzutage folgerichtig in die faschistische Gaskammer.«*[106]

Wissenschaftlicher, aber nicht weniger fragwürdig ist ein Aufsatz von Rudolf Woderich, der als ein zweites typisches Beispiel gelten kann, wie in der DDR auf die zivilisationskritischen Überlegungen reagiert wird. Auffassungen, *»die unüberbrückbare Gegensätze konstruieren zwischen Humanität und Rationalität«*, werden hierin mit Nachdruck verworfen, und die *angleichende, progressiv nivellierende, standardschaffende Kraft der großen Industrie* wird geradezu zur alleinigen Bedingung einer menschengerechten Lebensweise erklärt: *»Wesentlich human ist . . . die Produktion von Gebrauchswerten, die ihre Funktion erfüllen, ihr Kaufversprechen einlösen und sich als formschön, zweckmäßig und haltbar erweisen. . . . Der Zwang zur Reduktion der Formen auf deren serielle Vereinheitlichung und Verwendbarkeit gleicher Bestandteile, die leicht zu stanzen, zu löten und zu drucken waren, wurde nicht als negative Begrenzung aufgefaßt, sondern zum gestalterischen Prinzip erhoben.«*[107] Folgerichtig schließt eine solche affirmative Theorie der Industriegesellschaft auch den Weg zu einer vollkommenen »Industrialisierung« der geistigen Kultur ein – mit Argumenten, die aus der bundesdeutschen Diskussion über die neuen Medien stammen könnten, allerdings von Kapitalseite: *»Mit Film, Fernsehen, Radio, Stereophonie, Foto, Phonographie entstanden neue Mittel, die die Aufnahme kultureller Leistungen bereichern und differenzieren und eine Vielzahl von Auswahlmöglichkeiten bieten. Die Verstärkung des selektiven Elements, der hohe Grad individueller Verfügbarkeit und zeitunabhängiger Abrufbarkeit gewährleisten die dringend erforderliche Effektivität und Rationalität bei der Aufnahme geistiger Produktionen im intensiven Lebensrhythmus industriell produzierender Massen. Die technisch relativ beliebige Ersetzbarkeit des kulturellen Produkts fördert Stabilität und Kontinuität der Kultur. Ferner entsteht die Möglichkeit der Herstellung kultureller Produkte für den Augenblick; gerade das Flüchtige, für den Tag Geschaffene und Unterhaltsame ist außerordentlich bedeutsam für die Reproduktion von Leistungsfähigkeit und Spannkraft der Produzenten.«*[108] Wie eine Drohung an die Schriftsteller und andere »Kulturschaffende«, die sich kritisch mit dieser Art von sozialistischer Industriegesellschaft auseinan-

104 Eine Darstellung der DDR-Publikationen, die sich kritisch mit den Studien des Club of Rome auseinandersetzen, gibt Jan Kuhnert: »Wirtschaftswachstum und Lebensweise. Diskussion um Prioritäten in West- und Osteuropa«, in: Die DDR im Entspannungsprozeß. Lebensweise im realen Sozialismus, 13. Tagung zum Stand der DDR-Forschung in der Bundesrepublik Deutschland 27. bis 30. Mai 1980, Edition Deutschland Archiv, Köln 1980, S. 34 ff.

105 Vgl. IPW-Berichte 4/1980; Weimarer Beiträge 4/1983.

106 »Anläßlich Ritsos . . .«, a. a. O. (Anm. 38), S. 856 f. und S. 860 ff.

107 Woderich: »Prinzipien und Probleme industrieller Kultur . . .«, a. a. O. (Anm. 1), S. 108, S. 116 und S. 110.

108 Ebenda, S. 113.

dersetzen, klingt schließlich auch Woderichs Bemerkung, daß *»es sich in unserer Gesellschaft* (verbietet), *einerseits die Vorzüge des Sozialismus zu nutzen und andererseits zugleich nach Maßstäben zu urteilen, die den Lebensformen und -modellen herrschender Klassen in vorindustriellen Produktionsweisen entlehnt sind«*[109].

Auffassungen wie diese, die hier nur kurz gestreift werden können, machen deutlich, daß es nicht nur eine »Symmetrie« der Problemstruktur in den Industriegesellschaften westlicher und östlicher Prägung zu geben scheint, sondern daß sich auch die Argumentationen, die diese Art von technischem Fortschritt ideologisch absichern sollen, in beiden deutschen Staaten durchaus ähneln. Solche Veröffentlichungen haben in der DDR zudem die Aufgabe, die Grenzen der Kritik frühzeitig abzustecken; gleichwohl scheinen sie kaum geeignet, den Bewußtseinswandel in der Literatur aufzuhalten. Gerade die scheinbare Wissenschaftlichkeit, die hinter dem Entwicklungsweg der sozialistischen Industriegesellschaft liegen soll, gerät ins Zwielicht, weil sie im Widerspruch zu der konkret erfahrbaren Verschlechterung der Lebensbedingungen steht: *»Die Massenmedien wollen uns glauben machen, wir hätten ein wissenschaftliches Zeitalter; wir haben es nicht. Was uns bis heute fehlt, ist die Wissenschaft, die endlich einmal danach fragt, wie der Mensch leben und arbeiten soll, was zu einem menschenwürdigen Dasein überhaupt notwendig ist. . . . Was haben wir durch unsere egoistische Lebensweise nicht alles schon zugeschüttet? Die schwierigste aller Revolutionen steht uns noch bevor: die Revolution gegenüber uns selbst, gegen unsere eigene Trägheit, den Egoismus, den Machtinstinkt, eine Revolution, die uns lehrt, ganz anders über den Menschen zu denken als bisher.«*[110]

109 Ebenda, S. 110.
110 Cibulka: »Swantow«, a. a. O. (Anm. 39), S. 48 f.

Beitrag für gesellschaftliche Fonds

Neue Abgabe der DDR-Betriebe an den Staatshaushalt

Kurt Erdmann

Mit der »Verordnung über den Beitrag für gesellschaftliche Fonds«[1] hat der Ministerrat der DDR im April 1983 eine im Umfang von nur sechs Paragraphen zwar sehr knappe, in ihren Konsequenzen dafür um so gravierendere Regelung erlassen. Sie soll in den nächsten Jahren sowohl eine neue staatliche Einnahmequelle erschließen als auch zusätzlich verschiedene Rationalisierungseffekte mit sich bringen. Im Verständnis der DDR handelt es sich bei diesem bislang einmaligen Reformexperiment um einen neuen ökonomischen Hebel der wirtschaftlichen Rechnungsführung, dessen Bedeutung in etwa der Einführung der Produktionsfondsabgabe entspricht. Die bedeutsamen finanziellen Konsequenzen dieser echten Reformmaßnahme für Volkswirtschaft und Betrieb sowie eine Vielzahl anderer Auswirkungen sind auf den ersten Blick schwer überschaubar.

Vorbemerkungen

Zum offiziellen Zweck des »Beitrags« sind einige Vorbemerkungen angebracht. Das in einem Planjahr in der Volkswirtschaft der DDR zur Verfügung stehende Nationaleinkommen (verwendetes Nationaleinkommen) verteilt sich nach der ökonomischen Theorie der DDR generell auf den Akkumulations- oder Investitionsfonds und den Konsumtionsfonds. Seinerseits umfaßt der Konsumtionsfonds grundsätzlich den individuellen und den sogenannten gesellschaftlichen Konsum der Volkswirt-

1 GBl I 1983, Nr. 11, S. 105/106.